

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 86 (2006)
Heft: 2

Rubrik: Dossier : Ungarn 1956/2006

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

- (1) Ungarns historischer Platz in Europa
- (2) 1956 – Chronik einer Revolution
- (3) Das sowjetische Moment
- (4) Die politisch-psychologischen Folgen
- (5) Um elf Uhr forderten wir die Demokratie
- (6) Die Ungarnhilfe der Schweiz
- (7) Identitätssuche und Antisemitismus
- (8) Weinend belustigt sich der Magyar

Ungarn 1956/2006

Zum Schwerpunkt dieses Hefts gehören nicht nur die hier versammelten Beiträge, sondern auch die Kommentare zur Aussen-, Innen- und Wirtschaftspolitik weiter vorne. Dort wie in den Artikeln am Ende dieses Dossiers geht es um «Ungarn 2006» – um objektive Verhältnisse und subjektive Befindlichkeiten eines Landes, das seit 1989 viele Facetten europäischer Normalität zurückgewonnen hat, gleichzeitig aber unglücklich gefangen bleibt in der eigenen, schwierigen Geschichte. Deren dunkelste Stunde ist noch immer schmerzhaft präsent: Trianon, 1920. Im Rahmen eines als Diktat empfundenen und traumatisch erlebten Vertrags büsste Ungarn rund zwei Drittel seines Territoriums und über die Hälfte seiner rund 20 Millionen Einwohner ein. Ungefähr drei Millionen Magyaren blieben – fortan als Minderheiten – jenseits der neuen Grenzen. Die Folgen dieser «Verstümmelung» machen der Nation bis heute zu schaffen. Umgekehrt eröffnet die Mitgliedschaft in der Europäischen Union gerade in dieser Hinsicht neue und gute Perspektiven.

Erstes Anliegen unseres Dossiers ist indessen, mit dem hilfreichen Abstand eines halben Jahrhunderts an «Ungarn 1956» zu erinnern – an einen grossen, gescheiterten Volksaufstand, an seine Bedingungen, seinen Verlauf, seine wichtigsten Folgen. Und daran, was er in der Schweiz auslöste. Dass die einmalige Welle der Solidarität und Hilfsbereitschaft, dass eine eigentliche

Ungarn-Begeisterung damals zumindest in Teilen auf einem Missverständnis beruhte, wird man als Ironie der Geschichte bezeichnen dürfen. In der Schweiz wurde der Aufstand auch und gerade als antikommunistische Erhebung wahrgenommen und als solche moralisch nach Kräften unterstützt, während es den allermeisten Aufständischen in Wirklichkeit und zumindest am Anfang nicht darum ging, den Kommunismus zugunsten des Kapitalismus abzuschaffen, sondern ersteren unter sozialen, nationalen und demokratischen Vorzeichen zu reformieren. Auf einer anderen Ebene aber traf Schweizer Wahrnehmung und Sympathie (im Wortsinn) wohl doch den Kern dessen, was in Ungarn vor sich ging. Dort nämlich, wo ein in der Volksseele tief verankerter Freiheitsmythos – das Aufbegehren gegen Fremdbestimmung – ein leuchtendes Beispiel in der Gegenwart fand.

Christoph Frei

Dieser Beitrag macht deutlich, wie stark sich die ungarische Nation in ihrem Selbstverständnis über Jahrhunderte hinweg dem christlichen Abendland zugehörig fühlte. Der nach dem Ersten Weltkrieg vom Westen diktierte Friedensvertrag von Trianon stellte diese Zugehörigkeit allerdings auf eine harte Probe.

(1) Ungarns historischer Platz in Europa

József Martin

Im laufenden Jahr gibt es mindestens drei Gedenktage, die uns daran erinnern, dass sich Ungarns historischer und kultureller Platz in Europa befindet. Die Schlacht bei Belgrad 1456 erscheint uns auch nach 550 Jahren als ein Beispiel der Zusammengehörigkeit und der Solidarität unter christlichen Völkern. Der aus Siebenbürgen stammende ungarische Feldherr János Hunyadi und der Franziskanermönch Johannes von Capistran schafften es, die in damaligen Zeiten als riesig geltende, 150'000 Mann umfassende Armee Mohameds II. aufzuhalten. Sie schafften es fürs erste. Der später heiliggesprochene Franziskaner starb während der Schlacht, Hunyadi zwei Monate später. Weniger als siebzig Jahre später war die osmanische Invasion nicht mehr aufzuhalten. Wie John Lukacs, ein in den Vereinigten Staaten lebender Historiker ungarischer Abstammung schreibt: Am einen Ende des europäischen Kontinents mussten die Türken um das Jahr 1500 fliehen, nämlich aus Spanien und Portugal, am anderen Ende aber näherten sie sich in einem entschlossenen Vorstoss dem Kontinent; erst fiel Byzanz, dann kamen die Länder der Balkanhalbinsel unter die Herrschaft des Halbmonds, und 1526 fand bei Mohács in Südungarn eine Schlacht statt, die tragische Folgen für Ungarns Geschicke haben sollte. Die Abwehrschlacht bei Belgrad 1456 blieb indessen – zumindest für die

Ungarn – ein Symbol für europäische Zusammengehörigkeit und die mobilisierende Kraft des christlichen Glaubens.

Zeitlich näher liegt uns die ungarische Revolution von 1956. Es waren zwölf Tage, die die Welt erschütterten. Viele, von Albert Camus bis Henry Kissinger, haben über die weltpolitische Bedeutung des ungarischen Aufstandes geschrieben. An dieser Stelle sei nun ein einzelnes Element erwähnt, zu dessen Verständnis allerdings ein kurzer historischer Rückgriff notwendig ist.

Ungarn hatte im 20. Jahrhundert eine unglückliche Geschichte und machte, wenn man es so sagen darf, schlechte Erfahrungen mit der westlichen Welt. Dies trotz der Tatsache, dass die westliche Ausrichtung des Königreichs Ungarn schon vor tausend Jahren ihren Anfang genommen hatte. Bereits Ungarns erster König, der später heiliggesprochene Stephan I., erhielt im Jahr 1000 die Krone von einem französischen Priester einfacher Herkunft, bekannt als Papst Sylvester II. Diese westliche Orientierung überdauerte Jahrhunderte, ja blieb bestehen bis zum österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867, der Ungarn die fast gleichgestellte Mitgliedschaft in einem fortan als Doppelmonarchie eingerichteten Reich einbrachte. Dann aber, nach dem Zerfall der Monarchie, wurde das Verhältnis Ungarns zu den westlichen Mächten problematisch. Die neue Epoche begann 1920 mit einer schlimmen Demütigung – mit jenem Friedensvertrag von Trianon nämlich, den die Entente-Mächte dem Land diktierten.

Dass Ungarn damals rund zwei Drittel seines Territoriums und über die Hälfte seiner rund 20 Millionen Einwohner einbüsste, ist bekannt. Weniger bekannt ist, dass auch rund drei Millionen ethnische Ungarn ausserhalb der neu gezogenen Landesgrenzen verblieben. Der in Trianon erlittene Verlust sollte die ungarische Politik nachhaltig beeinflussen und erklärt nicht zuletzt die Nazi-Sympathie bestimmter politischer Kreise in den dreissiger Jahren. Nach verschiedenen Versuchen, mit den Westmächten zu einer Einigung zu gelangen, fand das Ende des Zweiten Weltkriegs Ungarn auf Hitlers Seite. Dann erfolgte, allerdings unter Zwang, der Wechsel zum anderen politischen Pol. Die demokratische Periode mit frei gewählten Koalitionsregierungen dauerte gerade von 1945 bis 1948, dann etablierte sich bereits die kommunistische Diktatur, mit Stalins «bestem Schüler» Mátyás Rákosi an der Spitze. Der Eiserne Vorhang schnitt auch Ungarn vom Westen ab.

Mit der Revolution von 1956 begann Ungarns Verhältnis zum Westen sich grundsätzlich zu ändern. Nicht nur darum, weil die westliche Öffentlichkeit grossen Anteil an diesem Ereignis nahm und eine nie dagewesene Hilfsbereitschaft zeigte. Zur Veränderung des Verhältnisses trug namentlich die Tatsache bei, dass die ungarische Revolution ihrer Niederlage zum Trotz sich später doch als Sieg erwies – ein Sieg insofern, als das Kádár-Regime nach 1956 nicht mehr imstande war oder gar nicht mehr versuchte, das Land gegen Westen ganz zu verschliessen. Diese Öffnung mündete im Lauf der Zeit in eine Art ökonomischer Abhängigkeit von der westlichen Welt. Die «weiche» Diktatur fand 1989 ihr Ende, Ungarn fand zur westlichen Gemeinschaft zurück.

Der dritte wichtige Gedenktag in diesem Jahr verweist auf den kulturellen Bereich. Ungarn – und nicht nur Ungarn – erinnert sich des 125. Geburtstags von Béla Bartók. Dieser wohl bekannteste aller ungarischen Komponisten hinterliess ein Lebenswerk, das hier nicht vorgestellt zu werden braucht. Bartók war ein Mensch, der mehr als einmal zu öffentlichen Angelegenheiten mutig Stellung nahm. Als Komponist wurde er von den Nazis, später von Rákosis kommunistischer Diktatur abgelehnt. Seine humanistische Haltung setzt eine der besten und schönsten europäischen Traditionen fort, seine Musik bereichert das europäische Erbe. Mehr noch: in seinem Schaffen vereinigt Bartók das Bewusstsein der eigenen ostmitteleuropäischen Herkunft mit westlicher Orientierung – auch dies ein Grundzug, der jahrhundertlang das geistig-politische Leben Ungarns und seiner Nachbarländer prägte. Wie sein Freund Zoltán Kodály, aber im Gegensatz zu vielen ungarischen Intellektuellen seiner Zeit, besass Bartók die Kraft, jene Kluft zu überwinden, die «östliche» und «westliche» Überlieferungen trennt, den Gegensatz zwischen den sogenannten «Westlern», den «Urbanen» auf der einen und dem «volkstümlichen», die Nation stärker betonenden Lager auf der anderen Seite. Bartók war Patriot und Weltbürger zugleich. Er konnte sich mit dem ungarischen Erbe verbunden fühlen, gleichzeitig sich aber auch in Europa als Einheimischer bewegen. Zu dieser Haltung und Leistung ist die ungarische politische Elite bis heute oft nicht fähig.

Ein weiterer, letzter Umstand legt nahe, dem Beispiel der zwei grossen Musiker Kodály und Bartók zu folgen. Sie erforschten nicht nur die ungarische Volksmusik, sondern auch diejenige der Nachbarländer – eine Hinwendung nach aus-

sen, die sich im Schaffen der besten ungarischen Künstler und Schriftsteller wiederfindet. Nur auf die Intellektuellen im Bereich der Politik trifft dies leider nicht zu. Dort, im politischen Leben, sind die Geister offensichtlich noch nicht vom Trauma «Trianon» geheilt.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts wäre es allerdings an der Zeit, solche Schatten der Vergangenheit hinter sich zu lassen. Dafür – auch dafür – bietet die Europäische Union einen hervorragenden Rahmen. Nach fast zweijähriger Mitgliedschaft lässt sich ohne Zögern bestätigen, dass die Bedeutung der EU aus ungarischer Sicht kaum zu überschätzen ist. Nicht zuletzt auch materiell: Mit ihren grosszügigen Transferzahlungen bietet die Union nicht mehr, aber auch nicht weniger als die Möglichkeit, in den nächsten Jahren die Lösung mancher ungarischer Probleme ein gutes Stück voranzubringen.

Mit der Lösung konkreter Beschwerden ist es indessen nicht getan. Gábor Gángó, ein führender Literaturkritiker, hat mit Bedauern festgehalten, dass für Ungarns politische Klasse im Zusammenhang mit der EU stets praktische Fra-

**Bartók war Patriot und Weltbürger zugleich.
Zu dieser Haltung und Leistung ist die ungarische politische Elite bis heute oft nicht fähig.**

gen im Vordergrund stünden; die für die Integration so wichtigen kulturellen und moralisch-ethischen Fragen hingegen, und Diskussionen über Freiheit, Gleichheit und Solidarität blieben im Hintergrund. Auch vom eigentlichen, konsultativen Charakter einer Demokratie sei wenig zu spüren.

Die politische Elite Ungarns müsste solche Warnungen ernst nehmen. Auch die grossen historischen Vorgaben, an die die genannten drei Jahrestage erinnern, wären durchaus geeignet, Orientierung zu geben. Die EU wiederum bietet – politisch wie materiell – eine in der ungarischen Geschichte nie dagewesene Chance. Man kann mit gutem Gewissen behaupten, dass sich auf dieser Grundlage ein langfristiges Programm erarbeiten liesse. Wenn es nicht zustande kommt oder aber scheitert, dann trifft die Schuld nur uns allein. Niemanden sonst.

JÓZSEF MARTIN, geboren 1944, ist ursprünglich Nationalökonom. Er war Moskauer, Pariser und Brüsseler Korrespondent der ungarischen Tageszeitung «Magyar Nemzet» und wurde von der Redaktion zum ersten Chefredaktor nach der Wende von 1989/90 gewählt. Heute ist er Hochschul-lehrer für Pressewesen und Kommunikationswissenschaft in Budapest.

Von einer friedlichen Kundgebung über den bewaffneten Aufstand zum national motivierten Freiheitskampf: Was in jenen zwölf Tagen geschah, traf nicht nur die ungarische und sowjetische Führung unvorbereitet, sondern auch die Aufständischen selbst.

(2) 1956 – Chronik einer Revolution

Attila Szakolczai

Die Übertragung aus dem Ungarischen besorgte Andreas Oplatka.

Gegen Ende 1952 geriet das kommunistische System stalinistischen Zuschnitts in Ungarn in eine Krise. Unter sklavischer Kopierung des sowjetischen Modells und in Erwartung eines dritten Weltkriegs hatte man die Schwerindustrie in einem Ausmass entwickelt, das die Bedürfnisse, aber auch die ökonomische Tragfähigkeit des Landes weit überstieg. Dies ergab zuletzt einen ständigen Mangel bei den Konsumartikeln. So war Ungarn gezwungen, auch solche Produkte zu importieren, die das Land zuvor in Überfluss hervorgebracht und exportiert hatte. Das Lebensniveau sank selbst im Vergleich mit der Nachkriegsperiode beträchtlich. Nur durch Terror konnte das Regime verhindern, dass die Unzufriedenheit sich entlud. Zwischen 1950 und dem ersten Vierteljahr 1953 standen 650'000 Personen vor Gericht, etwa zehn Prozent der erwachsenen Bevölkerung. Der Staatssicherheitsdienst (ÁVH) verfügte über fast unbegrenzte Macht; die ÁVH-Offiziere sagten durchaus die Wahrheit, wenn sie den Verhafteten mit der Bemerkung Angst einjagten, dass sie nicht verpflichtet seien, über irgendein Leben Rechenschaft abzulegen.

Nach Stalins Tod 1953 plante die neue Sowjetführung aussenpolitische Änderungen, von daher gewann die rasche Regelung der Lage in Ungarn für Moskau besondere Bedeutung. Im Sommer 1953 wurde Mátyás Rákosi wegen seiner bisherigen (von Moskau verordneten) Politik scharf kritisiert und aufgefordert, die Führung der

Regierung an Imre Nagy zu übergeben. Gemäss dem in Moskau skizzierten neuen Programm sollte die Entwicklung der Schwerindustrie gedrosselt, die Produktion von Konsumartikeln dafür gesteigert werden. Die Bevölkerung begrüsst diese Massnahmen, doch erwuchs Nagy beinahe augenblicklich der Widerstand der weiterhin von Rákosi gelenkten Parteiführung. Da Imre Nagy Reformen vorbereitete, die über die Moskauer Absichten hinausgingen, nutzte Rákosi erfolgreich seine Moskauer Beziehungen und im Frühjahr 1955 verdrängte er mit Billigung des Kremls seinen Gegner von der Regierungsspitze. Allein, ohne Stalin sollte es ihm nicht mehr gelingen, die stalinistische Art der Machtausübung wiederherzustellen. Im Gefolge des 20. Kongresses der Kommunistischen Partei der Sowjetunion wurde seine Lage delikat, weil er nun nicht mehr darum herumkam, die Entstalinisierung in Ungarn selber anzuführen. Im Juli 1956 gab Chruschtschow seine Einwilligung zur endgültigen Abberufung Rákosis.

Zwar war Ungarns Wirtschaftslage damals nicht schlechter als die der anderen Länder im sozialistischen Lager; doch war die Situation sehr angespannt. Die grundlegenden Änderungen der Parteipolitik 1953 und 1955 hatten den Partei- und den Räteapparat verunsichert. Gleiches galt für den Staatssicherheitsdienst. Der aus der Partei ausgeschlossene Imre Nagy bestand auf seinem 1953 verkündeten Programm und wurde damit zur Referenzfigur für alle, die Rákosis System ablehnten. Reformwillige Schriftsteller und Journalisten stellten sich bereits 1954 hinter ihn und unterstützten seine Reformvorstellungen auch nach der Ablösung. Im Frühjahr 1956 wurde die sich um Nagy scharende, innerparteiliche Opposition rasch stärker. Sie berief sich auf den 20. Kongress der KPdSU und forderte die Demokratisierung des Systems. Der unter der Leitung der Gruppe stehende Petöfi-Kreis (ein politisches Diskussionsforum, dessen Entstehung man 1955 zur Entschärfung der Lage bewilligt hatte), zog mit seinen Debatten ein immer grösseres Publikum an, weil hier die grundlegenden Mängel des Systems offen angesprochen wurden.

Die Nachfolge Rákosis übernahm Ernő Gerő, zuvor der zweite Mann der Führung, – was bedeutete, dass Moskau keine wesentliche Änderung plante. Während Gerős kurzer Amtszeit gab es keine wichtigen Änderungen, obschon er die Demokratisierung des Systems versprochen hatte. Im Herbst 1956 kamen dann aber überall im Land immer schärfere Debatten in Gang. Die

Studenten begnügten sich nicht mehr mit blosser Kritik, sondern gründeten Mitte Oktober in Szeged eine Organisation, die ohne Befragung der Partei ihr Programm gestaltete, ihre Führer selber wählte. Ihrer Initiative schlossen sich bis zum 23. Oktober im wesentlichen alle Hochschulen des Landes an. Am 6. Oktober hatten sich zur feierlichen Wiederbeerdigung László Rajks und seiner Gefährten – alle Opfer des bekanntesten ungarischen Schauprozesses – rund 200'000 Personen eingefunden. Die Menge aber betrauerte weniger die Hingerichteten, als dass sie gegen die Machthaber protestierte. Noch bevor am 23. Oktober die ersten Demonstranten auf die Strasse zogen, war das System ruiniert.

Am 22. Oktober fand an der Technischen Hochschule von Budapest in Anwesenheit von Delegierten aus Szeged eine Grossversammlung statt. Die Studenten formulierten einen Katalog von 16 Punkten, die überwiegend die demokratische Umgestaltung des Systems, nicht aber dessen Sturz zum Ziel hatten. Zur Bekräftigung dieser Forderungen wurde beschlossen, am folgenden Tag eine Kundgebung durchzuführen. Die Parteiführung reagierte mit einem Verbot; schnell wurde aber klar, dass niemand imstande war, die Kundgebung zu verhindern. Zu viele verschiedene Gruppen, dazu Leitungen von Universitäten, die Redaktion des Parteiblatts und zahlreiche Parteiorganisationen hatten Proteste angekündigt. Weil kaum jemand an eine gewaltsame Unterdrückung denken mochte, wurde das Verbot aufgehoben – zumal die Parteiführung der Polizei nicht vertraute und Militär in der Hauptstadt nicht zur Verfügung stand.

Am Nachmittag des 23. Oktober schlossen sich mindestens 200'000 Personen der Kundgebung der Studenten an. Am späteren Nachmittag zog die Volksmenge zum Parlament und wollte Imre Nagy hören. In einer Rede, die er auf Aufforderung der Partei hielt, versuchte Nagy die Demonstranten zur Heimkehr zu bewegen und versprach, die Partei würde sich demokratisieren und die 1953 begonnene Reformpolitik fortsetzen. Dem widersprach kurz darauf Ernő Gerő in einer am Radio übertragenen Rede. Der Erste Sekretär pries die Sowjetunion und äusserte sich mit provozierender Herablassung über die Demonstranten. Eine aufgebrachte Menge zog nun zum Radiogebäude und verlangte, dass die 16 Punkte der Studentenschaft vom Sender bekannt gegeben würden, doch die Leitung des Radios wies das Ansinnen zurück. Die mit Militär und ÁHV-Leuten verstärkte Wache drängte die

Demonstranten wiederholt zurück. Spät am gleichen Abend – zu dieser Stunde hatte eine Gruppe in der Nähe der Sowjetbotschaft bereits die gigantische Bronzestatue Stalins vom Sockel gestürzt und hatte Chruschtschow der Entsendung sowjetischer Truppen zugestimmt – eröffnete die Radiowache das Feuer auf die Demonstranten. Diese beschafften sich Waffen aus den Lagerbeständen von Grossbetrieben und Kasernen. Mit der Belagerung des Radiogebäudes verwandelte sich die Kundgebung in einen bewaffneten Aufstand – und am nächsten Morgen, beim Erscheinen der ersten Sowjettruppen, in einen national motivierten Freiheitskampf.

Der Ausbruch der Revolution traf nicht nur die ungarische und die sowjetische Führung unvorbereitet, sondern auch die Aufständischen selbst. Die Studenten hatten mit der Kundgebung nicht mehr erreichen wollen, als dass in Ungarn, ähnlich wie in Polen, Reformen ihren Anfang nähmen. Das polnische Drehbuch hätte impliziert, dass die Führungsgremien der Partei ohne Moskaus Einspruch neu bestellt und kompromittierte Stalinisten ihre Mitgliedschaft verlie-

Noch bevor am 23. Oktober die ersten Demonstranten auf die Strasse zogen, war das System ruiniert.

ren würden. Bis zum Ausbruch des bewaffneten Kampfes vernahm man allerdings kein einziges Versprechen in diesem Sinn. In der Nacht auf den 24. Oktober verloren zwar einige profillöse Stalinisten ihre Funktionen, aber Gerő verblieb an der Parteispitze. Nagy wurde Regierungschef, an der Zusammensetzung des Kabinetts aber änderte sich nichts. Diese am frühen Morgen des 24. Oktober vom Radio mitgeteilten Massnahmen blieben ohne Wirkung, weil zu dieser Stunde bereits Sowjettruppen gegen die Aufständischen kämpften.

Fünf Tage lang, bis zum 28. Oktober, mühte sich die Parteiführung mit endlosen Diskussionen, war aber unfähig, eine Lösung zu finden. Da half auch nichts, dass zwei nach Budapest entsandte Mitglieder des Präsidiums der KPdSU, Mikojan und Suslow, sich an den Beratungen beteiligten. Ebenso wenig nützte es, dass am 25. Oktober Gerő an der Parteispitze durch János Kádár abgelöst wurde. Die Reformer und in erster Linie Imre Nagy konnten verhindern, dass die Volksbewegung durch eine volle militärische Machtentfaltung erstickt wurde. Die Hardliner

ihrerseits verhinderten, dass die wichtigsten Forderungen der Aufständischen erfüllt wurden. Die Führung war gespalten, die Partei paralyziert.

Da niemand die Revolution geplant hatte, gab es auch in ihren Reihen keine entschlossene Führung; von einem Programm wird man nur mit Vorbehalten sprechen dürfen. Immerhin gab es die 16 Punkte der Studenten der Technischen Hochschule, die drei Bereiche betrafen. Gefordert wurde, erstens, die Demokratisierung des politischen Systems unter Garantie grundlegender Freiheitsrechte; zweitens, die Wiederherstellung der Unabhängigkeit des Landes; drittens, die Verbesserung der Lebensbedingungen. Rasch wurden die 16 Punkte auch von den Strassenkämpfern angenommen, in den nachfolgenden Tagen fast vom ganzen Land. Am 25. Oktober begannen Massenkundgebungen in den Städten und Dörfern der Provinz; unter ihrer Wirkung brach die kommunistische Macht praktisch widerstandslos zusammen. In Siedlungen und Betrieben wurden Revolutionsräte gegründet. Über die 16 Punkte hinaus forderten sie die sofortige Einstellung der Kampfhandlungen, den Abzug

An die Stelle des alten, zentralisierten Systems trat in Ansätzen ein neues System, in dem sich bürgerliche, direktdemokratische und sozialistische Elemente vermischten.

der Sowjettruppen und die Gewährung einer Amnestie für die Aufständischen. In vielen Programmen stand auch die Forderung nach Aufkündigung des Warschaupakts und Ausrufung ungarischer Neutralität. Bis zur Erfüllung dieser Forderungen wurde ein Generalstreik verkündet. An die Stelle des alten, zentralisierten Systems trat in ersten Ansätzen ein neues System, in dem sich bürgerliche, direktdemokratische und sozialistische Elemente vermischten. Was vor sich ging, war nach Auffassung der gesamten Bevölkerung eine Revolution – ein gegen die stalinistische Diktatur gerichteter, nationaler Freiheitskampf.

In der Nacht auf den 28. Oktober gelang es Imre Nagy mit Kádárs Hilfe, Mikojan und seine Begleiter davon zu überzeugen, dass die meisten an der Erhebung Beteiligten keine Feinde des kommunistischen Systems seien, dass man vielmehr mit ihnen würde zusammenarbeiten können, um die Ordnung wiederherzustellen – unter der Bedingung allerdings, dass man die Ereignisse als Resultat einer demokratischen Volksbewegung anerkenne, einen Waffenstillstand verkünde und

die Auflösung des Staatssicherheitsdienstes sowie den Abzug der Sowjettruppen aus Budapest bekannt gebe. Da der Versuch einer politischen Lösung, die die Grundlagen des sozialistischen Systems in Ungarn nicht tangieren würde, den Sowjets in diesen Tagen günstiger schien als die Option militärischer Repression, gab Chruschtschow seinen Segen. Gleichzeitig signalisierten Mikojan und Suslow, dass dies die äusserste Grenze dessen sei, was Moskau tolerieren würde.

Die von Imre Nagy am 28. Oktober verkündeten Massnahmen implizierten die Erfüllung wichtiger Forderungen. Dennoch waren die Aufständischen nicht bereit, die Waffen niederzulegen. Auch die Arbeiter wollten ihren Streik nicht beenden, solange die bisherigen Errungenschaften nicht wirklich gesichert waren, solange also keine Vereinbarung zustande kam über den Abzug der Sowjettruppen aus dem ganzen Land, über freie Mehrparteienwahlen und die Deklaration von Ungarns Neutralität. Und so musste Imre Nagy wählen: sollte er auf diese weitergehenden Forderungen eintreten, um zunächst die Lage in Ungarn zu konsolidieren – oder sollte er sich auf die Sowjetarmee stützen und jeden weiteren Widerstand seiner Landsleute mit Gewalt ersticken? Nagy – im Alter von sechzig Jahren noch imstande gewesen, sich vom Kommunisten zum Demokraten zu wandeln – versuchte den erstgenannten Weg.

Am 30. Oktober anerkannte er, dass eine Revolution im Gange war. Unter Aufkündigung des Einparteiensystems bildete er ein Regierungskabinett, an dem vier Parteien beteiligt waren. Zugleich wurde erfolgreich über die Einbeziehung der Aufständischen in eine neu zu bildende Nationalgarde verhandelt, wurde auch die revolutionäre Zerschlagung des zentralen Staatsapparats vorangetrieben. Die Führung der Ministerien wurde von Revolutionsräten übernommen, die sich mit den Zielen des Aufstands voll identifizierten.

Noch während in Ungarn so eine Konsolidierung in Gang zu kommen schien, entschied Chruschtschow, den Aufstand niederzuschlagen. Abgesehen von internationalen Faktoren (Stellungnahme Washingtons, Krieg am Suezkanal, Änderung in der Haltung der chinesischen Führung) hatte ihn insbesondere *eine* Erkenntnis zu dieser Entscheidung gebracht: ohne militärische Intervention würde das ungarische kommunistische System zusammenbrechen. Im Gegensatz zur Stimmung in Ungarn selbst, wo der Ministerpräsident noch immer der kommunistischen Partei angehörte, wo allgemeines Einverständnis

darüber herrschte, dass die wichtigsten Errungenschaften seit 1945 (Bodenreform, Verstaatlichung der Banken und der Grossindustrie) bewahrt werden sollten, wo überdies die Aufständischen nicht nur die Möglichkeit einer Rákosi-, sondern auch einer kapitalistisch-bürgerlichen Restauration verwarfen, wo schliesslich auch kein Mensch daran dachte, dass das Land sich dem westlichen Militärbündnis anschliessen sollte – im Gegensatz dazu also stand die Wahrnehmung Chruschtschows. Für ihn waren die Wehrmauern des kommunistischen Systems in Ungarn eingestürzt und er wusste, dass seine eigene Macht gefährdet war, sollte er Stalins Erbe verlieren. Am 31. Oktober schlug er dem Parteipräsidium die Niederschlagung des Aufstands und die Ersetzung Imre Nagys vor. Marschall Schukow wurde mit der Vorbereitung des militärischen Angriffs beauftragt, während Chruschtschow es selbst übernahm, das Einverständnis der Führer der verbündeten kommunistischen Länder einzuholen, unter anderem Gomulkas und Titos, die den Aufstand zumindest anfänglich mehr oder weniger unterstützt hatten. Der zum Chef der Gegenregierung bestimmte János Kádár – Staatsminister im Kabinett Nagy – wurde nach Moskau geholt, wo er die ihm zugewiesene Rolle akzeptierte.

Zur Vorbereitung der zweiten militärischen Intervention überschritten noch in der gleichen Nacht erste Truppen die sowjetisch-ungarische Grenze. Imre Nagy wurde ins Bild gesetzt. Nachdem er vom sowjetischen Botschafter Andropow keine brauchbare Erklärung erhalten hatte, unternahm er den Versuch, Ungarn mit diplomatischen Mitteln vor dem Angriff zu bewahren. Auf seinen Vorschlag hin kündigte die Regierung die Mitgliedschaft im Warschauerpakt, proklamierte Ungarns Neutralität und bat die Grossmächte um deren Garantierung. Ziel dieser Bemühungen war, einer Intervention wenigstens die rechtliche Grundlage zu entziehen.

Am 3. November begannen sowjetisch-ungarische Verhandlungen über den Abzug der sowjetischen Truppen – ein Ablenkungsmanöver. Am Abend wurde die ungarische Regierungsdelegation im sowjetischen Hauptquartier verhaftet, und so wurde die ungarische Armee noch vor dem Angriff enthauptet. Im Morgengrauen des 4. November, einem Sonntag, wurde besagter Angriff dann mit überwältigender technischer und zahlenmässiger Überlegenheit ausgelöst. Rund eine Woche lang setzten die Aufständischen ihren Kampf fort, obschon Widerstand militärisch zwecklos war. Der politische Kampf dauerte an.

Das Land anerkannte die neue Kádár-Regierung nicht, sondern hielt zu Imre Nagy, der sich in die Botschaft Jugoslawiens gerettet hatte. Erste Versuche, das alte System zu restaurieren, blieben ohne Erfolg. Kádár und die Sowjets mussten die im Zuge der Revolution eingesetzten Arbeiterräte anerkennen; in der Folge blieben diese die wichtigsten Träger des Widerstands.

Kádár, der bis Anfang Dezember weder über einen staatlichen Verwaltungsapparat noch über ungarische bewaffnete Kräfte verfügte, sah sich gezwungen, mit diesen Arbeiterräten zu verhandeln, war aber zu keinen namhaften Zugeständnissen bereit. Mit sowjetischer Hilfe verhinderte er am 21. November die Gründung eines Arbeiterrats auf nationaler Ebene; tags darauf wurden Imre Nagy und seine Begleiter, nachdem sie die jugoslawische Botschaft auf Zusagen hin verlassen hatten, entführt und nach Snagov in Rumänien deportiert. Es folgten neue Verhaftungen.

Zu einer letzten grossen Konfrontation kam es Anfang Dezember, als die kommunistische Parteiführung die Ereignisse als Konterrevolution deklarierte und Imre Nagys Verantwortung

Zehntausende suchten im Westen eine neue Existenz; auf die zu Hause Verbliebenen wartete eine massenhafte Vergeltung.

hervorhob. Aus Protest gegen diese Deklaration und fortgesetzte Verhaftungen rief der Zentrale Arbeiterrat von Gross-Budapest für den 11. und 12. Dezember zum Streik auf. In ihrer Reaktion erklärte die Regierung den Arbeiterrat für ungesetzlich, verhängte das Standrecht und richtete Internierungslager ein. Das militärisch besetzte Land, durch Verhaftungswellen und Terror eingeschüchtert und ohne Hoffnung auf ausländische Hilfe, hatte zur Selbstverteidigung keine Kraft mehr. Zehntausende flohen und suchten im Westen eine neue Existenz; auf die zu Hause Verbliebenen wartete eine massenhafte Vergeltung: Internierung, Gefängnis, Hinrichtung, in milderer Fällen der Verlust des Arbeitsplatzes oder Polizeiaufsicht. Im Verlauf der nun einsetzenden Repression erhielten rund 20'000 Personen Freiheitsstrafen – und 230 Menschen bezahlten mit dem Leben dafür, dass sie es gewagt hatten, sich der stalinistischen Diktatur entgegenzustellen.

Der 1961 geborene Historiker ATTILA SZAKOLCZAI ist seit 1992 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am «Institut für Geschichte der Ungarischen Revolution von 1956» in Budapest tätig. Seine bis anhin wichtigste Buchpublikation, eine detaillierte Geschichte der Ereignisse von 1956, ist 2001 erschienen.

Bis heute gibt es Stimmen, die das Scheitern des Aufstands von 1956 mit dem Ausbleiben westlicher Hilfe erklären. Der folgende Beitrag zeigt dagegen auf, dass es echten Spielraum und damit realistische Alternativen nur in Moskau gab.

(3) Das sowjetische Moment

Csaba Békés

Die wissenschaftliche Ausarbeitung dieses Artikels wurde unterstützt von der Forschungsgruppe für die Geschichte und Dokumentation der ungarischen Revolution von 1956, von der Széchenyi-Nationalbibliothek sowie von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Die Übertragung aus dem Englischen besorgte Reinhart Fischer.

Gescheiterte Revolutionen werfen stets die Frage auf, ob nicht alles anders hätte ablaufen können. War die Niederlage unausweichlich, oder hätte unter günstigeren Umständen eine Chance auf Erfolg bestanden? Wie in anderen Fällen historischer Traumata, sind die Ungarn mit der fehlgeschlagenen 1956er Revolution bis heute nicht fertig geworden. Bis vor kurzem glaubte die öffentliche Meinung im Grundsatz, eine Gelegenheit sei damals vertan worden, und zwar weil die erhoffte Hilfe aus dem Westen ausblieb. Entsprechend drehten sich spätere Überlegungen immer darum, was vor allem die Vereinigten Staaten hätten tun können und tun müssen, um die Ungarn zu unterstützen. Angesichts der in jener Periode massiven amerikanischen Propaganda für die Befreiung «versklavter Nationen», durfte die damalige ungarische öffentliche Meinung wohl mit einer gewissen Berechtigung – zumindest aus moralischer Sicht – von konkreter westlicher Hilfestellung irgendwelcher Art ausgehen. Eine heute, mit mehr Abstand unternommene Analyse dagegen ist nicht mehr frei, jene übergeordnete internationale Lage auszublenden, die letztlich entscheidend war. Den USA fehlten damals die politischen Druckmittel, um die Sowjetunion zum Verzicht auf Ungarn zu zwingen, und eine wie auch immer geartete westliche militärische Intervention hätte nach aller Wahrscheinlichkeit zu einer direkten Konfrontation der Supermächte und zu einem dritten Weltkrieg geführt.

Daraus folgt, dass die Ereignisse in Ungarn in Wirklichkeit nicht vom Westen abhingen, sondern von der sowjetischen Reaktion auf die politische Krise, die am 23. Oktober 1956 ausgebrochen war. Dass Tito in einer Rede vom 11. November die erste sowjetische Intervention vom 24. Oktober als Fehler bezeichnete, ist allgemein bekannt. Um so mehr erstaunt, wie wenig Aufmerksamkeit bei der Beurteilung damaliger Wahrscheinlichkeiten oftmals die Tatsache erhalten hat, dass den Sowjets (und nur den Sowjets) am 23. Oktober eine *wirkliche Wahl* offenstand, dass sie also *in jenem Augenblick* auch anders hätten entscheiden können.

So wäre es den Sowjets durchaus möglich gewesen, im Falle Ungarns das polnische Drehbuch zu reaktivieren. Und in der Tat, in der Sitzung des Präsidiums der KPdSU vom 23. Oktober formulierte Mikojan – nicht nur mit den ungarischen Verhältnissen wohlvertraut, sondern auch der einzige diesbezüglich sachkundige Sowjetführer – mit aller Klarheit die Alternative: «*Ohne Nagy ist die Bewegung nicht unter Kontrolle zu bringen, und darüber hinaus ist es für uns auch kostengünstiger. [...] Was haben wir zu verlieren? Die Ungarn werden die Ordnung aus eigenem Antrieb wiederherstellen. [Wenn unsere Truppen eingreifen, ruinieren wir die ganze Sache zu unserem eigenen Schaden.] Wir sollten erst zur Politik, erst dann zur Truppe greifen.*» Nach der Lage der Dinge verkörperte Mikojans Vorschlag die einzige rationale Alternative, doch stand er im Präsidium damit allein.

Seit 1953 war die sowjetische Führung in den wichtigsten internationalen Fragen pragmatisch vorgegangen; im Falle der polnischen Krise war sie durchaus zum Verzicht auf eine militärische Intervention fähig gewesen, obschon die Reflexe des Kalten Krieges, aber auch ältere, ideologische und emotionale Reflexe nach einer solchen geradezu riefen. Im Falle Ungarns erwies sie sich zu ähnlich kaltblütigem Zusehen ausserstande. Chruschtschow und seine Genossen entschieden sich für die – auch aus Sicht ihrer eigenen Interessen – politisch schlechtestmögliche Lösung und setzten genau jenen Prozess (den einzigen anti-sowjetischen Befreiungskampf in der Geschichte des Kalten Krieges) und jene misslichen Konsequenzen in Gang, die sie mit ihrem militärischen Schnellschuss zu vermeiden gehofft hatten.

Wir werden nie wissen, welchen Weg die Ereignisse in Ungarn genommen hätten, wäre die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung der ungarischen Regierung und ihren Streitkräften

überlassen geblieben. Vieles spricht dafür, dass in diesem Fall die reelle Chance einer Konsolidierung bestanden hätte, der Verwirklichung einer beschränkten, aber rasch eingeführten politischen Reform wie in Polen, von den Sowjets toleriert als akzeptable Lösung, die ihre grundlegenden strategischen Interessen gewahrt hätte. Man würde dann heute nicht vom ungarischen Volksaufstand von 1956 sprechen, sondern vom Durchbruch oder Sieg der reformkommunistischen Schule.

Genau so gut ist aber vorstellbar, dass Imre Nagys Regierung einer Radikalisierung nicht mehr hätte zuvorkommen können und dass innert Tagen oder Wochen der Sowjetunion doch keine andere Wahl geblieben wäre, als den Aufstand mit militärischen Mitteln zu unterdrücken. *In diesem Fall* aber hätte sie mit Recht geltend machen können, dass sie selber nach Kräften eine friedliche Lösung gesucht hätte und daher für das Scheitern nicht verantwortlich zu machen sei. Man kann daher ohne Übertreibung sagen, dass im Umgang mit Krisen in Mittel- und Osteuropa zwischen 1953 und 1981 – und aus Sicht *ihrer eigenen imperialen Interessen* – die Entscheidung der Sowjets vom 23. Oktober die *einzig* vollständig verfehlt war – mit Ergebnissen, die den beabsichtigten diametral zuwiderliefen. Das bedeutet gleichzeitig, dass die militärische Invasion vom 4. November die logische und unvermeidliche Konsequenz der ursprünglichen Fehlentscheidung war. Denn die erste sowjetische Intervention vom 24. Oktober dynamisierte die Ereignisse in Ungarn derart, dass sie – im Gegensatz zu Polen – von einem gewissen Moment an ausser Kontrolle von Politik und Behörden gerieten. Als Folge wurde der Zerfall des ungarischen kommunistischen Systems bis Ende Oktober immer augenfälliger, was den ganzen Zusammenhalt des Sowjetblocks direkt gefährdete. Und von jenem Punkt an blieb den Sowjets keine andere Möglichkeit als die militärische Repression.

Während ältere wie neuere Analysen zum Thema die entscheidende Rolle der ersten sowjetischen Invasion kaum oder gar nicht berücksichtigen, hat die Veröffentlichung der sogenannten Malin-Aufzeichnungen in den letzten Jahren eine generelle Neubeurteilung der Sowjetpolitik rund um den ungarischen Volksaufstand nach sich gezogen. Diese inoffiziellen, aber aussagekräftigen Notizen zu den Präsidiumsbesprechungen der KPdSU gewähren neue und faszinierende Einblicke in die sowjetischen Diskussionen rund um die Lage in Ungarn – und sie bestätigen, dass es heftige Diskussionen auch tatsächlich gab.

Gleichzeitig ist zu unterstreichen, dass sich in diesen Aufzeichnungen keinerlei Hinweis findet, woraus zu entnehmen wäre, dass auch nur ein einziges Mitglied der sowjetischen Führung willens gewesen wäre, die Veränderungen in Ungarn samt ihren zunehmend drastischen Konsequenzen hinzunehmen. Nur, sollte das erstaunen? Man erinnere sich allein der bekannten Tatsache, dass in der Nacht vom 1. auf den 2. November auf der Insel Brioni Tito persönlich mit einer sowjetischen Invasion einig ging und diese später sogar öffentlich als unausweichlich bezeichnete. Er tat dies, obschon niemand ausser ihm ein grösseres Interesse am Aufstieg des Nationalkommunismus und damit, zumindest in diesem Zusammenhang, an einer Unterstützung der Nagy-Regierung haben konnte. Wenn sogar Tito, nach seiner ursprünglichen Parteinahme für die ungarische Sache, die Diktatur des Kommunismus in Ungarn – zutreffenderweise – in Gefahr sah, dann wäre es doch merkwürdig gewesen, wenn die sowjetischen Führer weniger Konsequenz an den Tag gelegt hätten als die jugoslawischen, nachdem sie in der Vergangenheit

Aus Sicht ihrer eigenen imperialen Interessen war die sowjetische Entscheidung vom 23. Oktober die einzige vollständig verfehlt.

im besten Fall nur viel bescheidenere Veränderungen akzeptiert hatten.

Sollte also 1956 eine historische Gelegenheit verpasst worden sein, war es meines Erachtens keinesfalls diejenige, dass sich die Sowjets zu einem Aufgeben Ungarns hätten bereitfinden können. Vielmehr liesse sie sich etwa wie folgt umschreiben. Wäre die Nagy-Regierung am 30. Oktober dank irgendeines Wunders imstande gewesen, den rasanten Demokratisierungsprozess abzublocken, hätte die Sowjetführung in einen Rückzug ihrer Truppen aus Ungarn eingewilligt: eine grössere Konzession als irgendeine im Verlauf der polnischen Krise. Das bedeutet, dass Moskau unter dem Einfluss des ungarischen Volksaufstandes in der Tat zu einem nie dagewesenen Zugeständnis an einen Satellitenstaat bereit war – bereit, ein Vorrecht innerer wie äusserer relativer Unabhängigkeit für Ungarn zu gewähren.

CSABA BÉKÉS, geboren 1957, ist promovierter Historiker, dessen Forschungsinteressen und Publikationen vor allem dem Kalten Krieg gelten. Unter anderem ist er Gründungsdirektor des Cold War History Research Centre in Budapest.

Die Rekonstruktion einer Wirkungsgeschichte von «1956» ist ein komplexes Unterfangen, weil neben objektiven Resultaten auch subjektive Wahrnehmungen Teil der Rechnung sind, Verdrängungen und Verdrehungen, Instrumentalisierungen und immer neue Interpretationen.

(4) 1956 und die politisch-psychologischen Folgen

Andreas Oplatka

Er werde dafür sorgen, dass es in Ungarn in den nächsten hundert Jahren keine Revolution mehr gebe. Gesagt wurde das im Herbst 1849 vom Militärgouverneur Julius Haynau, der, nachdem die vereinigte Militärmacht Österreichs und Russlands die Armeen der ungarischen Aufständischen zur Kapitulation gezwungen hatte, im Land mit Todesurteilen und Kerkerstrafen eine Schreckensherrschaft errichtete. So steht es in jedem ungarischen Schulbuch, so lebt Haynau in Ungarn in der allgemeinen Erinnerung fort. Weniger bewusst ist der ungarischen Öffentlichkeit bis zum heutigen Tag, dass die Rache der Sieger nach dem Volksaufstand von 1956 um einiges grausamer ausgefallen ist als die Vergeltung ein gutes Jahrhundert zuvor. Die Zahl der Opfer war grösser – weit über zweihundert Todesurteile wurden vollstreckt –, der Terrorfeldzug dauerte länger, er ebte erst in der ersten Hälfte der sechziger Jahre ab (viele blieben aber auch danach ein Leben lang Repressionen ausgesetzt), und die Unmenschlichkeit suchte ihresgleichen. Bekannt ist der Fall eines verurteilten Jungen, den man bis zu seinem achtzehnten Geburtstag im Gefängnis behielt, um ihn, den nunmehr Volljährigen, gleich darauf hinrichten zu lassen.

Wer waren die Verantwortlichen? Ungarns neu eingesetzte kommunistische Führung, mit János Kádár an der Spitze, wurde bei der Nie-

derwerfung des Aufstands, inmitten erbitterter Kämpfe, am 7. November 1956 buchstäblich in einem sowjetischen Panzer nach Budapest gebracht. Kádár und die Mitglieder der von Moskau bestellten Marionettenregierung gehörten zu der Zeit und noch lange danach zu den meistgehassten Leuten im Land. Der Druck Moskaus und der anderen kommunistisch regierten Staaten auf Kádár war nach der Erstickung des Widerstands gewaltig; mit den Revolutionären, ob es Strassenkämpfer, Politiker oder intellektuelle Vorbereiter der Erhebung waren, sollte gnadenlos abgerechnet werden.

Der tschechische Parteifunktionär Zdenek Mlynar, dem zwölf Jahre später beim Reformexperiment des Prager Frühlings eine bedeutende Rolle zufiel, schrieb im Rückblick auf 1956, die Kommunisten hätten um ihr Leben gefürchtet angesichts dessen, was in Budapest geschehen sei. Ähnlich wie Haynau forderten nun auch sie eine Vergeltung, die den Ungarn die Lust an der Revolution für immer nehmen würde.

In späteren Jahren, als das Kádár-Regime sich mit milderer Formen der Herrschaft zufriedengab und das Kapitel «1956» zu entschärfen suchte, liess es immer wieder durchblicken, die Rache, wie sie tatsächlich geübt worden war, sei eigentlich nicht nach dem Geschmack der ungarischen Führung gewesen, vielmehr habe sie den Forderungen der Sowjetunion und der anderen Länder des Blocks nachgeben müssen. Das ist, wie man mittlerweile weiss, nicht die ganze Wahrheit. Den Parteigewaltigen der Nachbarländer war das ungarische Blut in der Tat wohlfeil, aber auch Kádár und seine Leute waren bei der Einschüchterung des Landes nicht eben wählerisch in der Wahl ihrer Mittel. Historisch gut erforscht ist heute insbesondere der 1958 geführte, mit Todesurteilen endende Prozess gegen den Ministerpräsidenten der Revolutionsregierung, Imre Nagy. Aus den Unterlagen geht eindeutig hervor, dass Kádár selber die Hinrichtung Nagys betrieb, weil er sich in seiner Machtposition nicht sicher fühlte, solange der in seinem ethischen Verhalten so anders gartete Rivale am Leben war.

Ungarische Emigranten, die das Land im Spätherbst 1956 verlassen hatten und die überwältigende nationale Einigkeit und den Widerstandsgeist der Revolution in ihrer Erinnerung bewahrten, machten in späteren Jahren den zu Hause gebliebenen Landsleuten gelegentlich den Vorwurf, sie hätten kleinlaut vor dem kommunistischen Unrechtsregime kapituliert. Die Vorhaltung war billig und ungerecht. Billig, weil

sich im freien Ausland leicht reden liess, und ungerecht, weil der Herbst 1956 in Ungarn eine besondere Zeit gewesen war, wie sie im Leben von Nationen nur sehr selten vorkommt – ein begeisternder Ausnahmezustand, der sich aber nicht unbegrenzt auf den Alltag ausdehnen lässt. Heroismus und Opferbereitschaft sind nicht jahrelang aufrechtzuerhalten, wenn ihre Vergeblichkeit offenkundig wird. Die Menschen in ihrer gewaltigen Mehrheit wollen nicht als tragische Helden sterben, sondern leben, so gut oder schlecht es eben geht.

In den Jahren nach dem Aufstand war Ungarns Gesellschaft gleich zweifach ernüchtert. Zum einen brachte der Ausgang der Erhebung, brachten die Sowjetpanzer und die Abrechnung mit Teilnehmern und Sympathisanten der Revolution allen drastisch bei, wie die Machtverhältnisse lagen. Zum anderen hatte sich 1956 erwiesen, dass die Westmächte diese Machtverhältnisse hinnahmen, dass das kleine Ungarn – ungeachtet leichtsinniger Versprechungen aus dem Ausland und vieler Illusionen im Inland – Hilfe von nirgends erwarten konnte. Die ungarische Bevölkerung, die Nutzniesser des kommunistischen Regimes ausgenommen, hatte Ungarns Sowjetisierung nach 1948 als einen Übergangszustand empfunden. Der Aufstand nährte sich aus der – empfundenen, wenn auch in dieser Form vielleicht nicht formulierten – Hoffnung, die europäische Nachkriegslage sei noch nicht so festgefahren, dass sie sich nicht ändern liesse. Die Frage vor 1956 lautete: Wie wollen wir leben, wenn diese Verhältnisse bald einmal zu Ende gehen? Im Rahmen einer ersten und schwerwiegenden politisch-psychologischen Folge der gescheiterten Revolution wurde die Frage nach 1956 modifiziert: Wie also wollen wir uns einrichten, wenn mit diesen Verhältnissen offenbar auf lange Frist zu rechnen ist?

Das Kádár-Regime war dank dem Aufstand zustande gekommen. Kádár selbst hatte, bevor er halb gezwungen, halb freiwillig, die ihm von Moskau offerierte Quisling-Rolle annahm, zur Regierung Imre Nagy gehört; auch war er inmitten der Revolutionswirren an die Spitze der kommunistischen Partei gekommen, da er annehmbarer erschien als seine stalinistischen Vorgänger. Das gleiche Kádár-Regime wurde dann während seines über dreissig Jahre währenden Bestands nicht müde, den Volksaufstand als «Konterrevolution» zu beschimpfen. Was 1956 geschehen war, stellte in der Tat die Legitimität der kommunistischen Herrschaft in Frage. Die

Revolution oder «die bedauerlichen Ereignisse von 1956», wie es später hiess, sollten am besten gleich völlig aus der Erinnerung der Nation getilgt werden. Eine ganze Generation wuchs denn auch auf, die von der Revolution nichts oder nur Zweifelhafes, Ungewisses und Verwerfliches zu hören bekam.

Diese Unsicherheit in der Beurteilung des Aufstands ist in Ungarn immer noch deutlich zu spüren. Zwar ist der 23. Oktober, der 1956 den Beginn der Kundgebungen und des bewaffneten Kampfes markierte, seit 1990 Nationalfeiertag. Und ebenso ist seit der Wende eine breite Geschichts- und Memoirenliteratur über den Aufstand vorhanden. Dennoch trifft man im Land immer wieder Leute, die zögernd erklären, sie wüssten nicht recht, was sich damals begeben habe, das sei eine unklare Geschichte, die einen sagten dies, die anderen das, man könne sich da nicht auskennen. Den gleichen Rang wie die Revolutionsjahre 1848/49 konnte 1956 im ungarischen Bewusstsein jedenfalls bis heute nicht annähernd gewinnen. Parteipolitischer Zwist trägt zu dieser Verwirrung bei; gemeint ist

Eine ganze Generation wuchs später auf,
die von der Revolution nichts oder nur Zweifelhafes,
Ungewisses und Verwerfliches zu hören bekam.

der gleich nach 1989 einsetzende Streit der neuen politischen Kräfte um müssige Fragen: Wer hat 1956 «gemacht», die Linke oder die Rechte? (Antwort: beide.) Und: Wer darf folglich die Erhebung als sein geistiges Eigentum beanspruchen? (Antwort: niemand und alle.) Dennoch ist die verbreitete Unwissenheit als Folge der Kádár-Ära gleichzeitig ein erschreckendes Zeugnis dafür, in welchem Ausmass ein totalitäres Regime das Gedächtnis einer ganzen Nation zu manipulieren vermag.

Dabei war die Revolution von 1956 in den nachfolgenden Jahrzehnten in Ungarn in ihren Auswirkungen ständig und viel stärker präsent, als die meisten Magyaren das je vermuteten und wahrnahmen. Um es kurz zu sagen: die Ungarn lebten von den späten sechziger Jahren an etwas leichter, und dies verdankten sie der Revolution von 1956. Es gilt als ein Gemeinplatz, dass die Frage «Wie wäre es gewesen, wenn...?» in der Geschichtswissenschaft müssig ist. Doch im vorliegenden Fall lässt der Vergleich mit dem Los der anderen «sozialistischen Bruderländer», in denen es zu keiner Erhebung ähnlicher Art gekommen

war, zumindest einige Vermutungen zu. Die sture Parteidiktatur in der Tschechoslowakei bestand etwa bis 1989 fort, und von den Zuständen im östlichen Nachbarland, wo Ceausescu dem im Elend gehaltenen rumänischen Volk seine groteske Alleinherrschaft aufzwang, war das Ungarn der siebziger und achtziger Jahre schon weit entfernt. Nicht nur die ungarische Bevölkerung hatte 1956 ihre Lektion über die Machtverhältnisse gelernt, sondern auch die kommunistische Führung in Budapest und in Moskau: diesem in seinen Reaktionen unberechenbaren Land war etwas mehr Freiraum zu gewähren.

So hat sich eine andere ungarische Geschichtserfahrung abermals bewahrheitet: dass sich Widerstand auf lange Frist bezahlt macht, dass er sich auch gegenüber einem übermächtigen Gegner lohnt. Der 1849 verlorene Krieg hatte – nach einer Zeit der Unterdrückung – auf ähnliche Art mit dazu geführt, dass sich der Sieger 1867 bereitfand, den österreichisch-ungarischen Ausgleich auszuhandeln. Die Parallele ist freilich nur mit einer charakteristischen Einschränkung gültig: der «Ausgleich», den das Kádár-Regime mit Moskau und mit dem eigenen Volk traf, war – im

Die längere Leine, an der die Sowjetführung Ungarn hielt, konnte sich je nach Stimmung wieder straffen; was im Land selbst möglich war, blieb stets ungewiss.

Gegensatz zu der Einigung zwischen Wien und Budapest hundert Jahre zuvor – nirgends festgelegt. Es gab keine rechtlichen Grundlagen, keine schriftlichen Garantien. Die längere Leine, an der die Sowjetführung Ungarn hielt, konnte sich je nach politischer Stimmung wieder straffen, und auch das, was im Land selbst möglich war, blieb stets ungewiss; das gestern noch Tolerierte konnte heute wieder unter Verbot fallen.

Immerhin, wenn die Behauptung richtig ist, wonach die grosse Freiheit sich aus vielen kleinen Freiheiten zusammensetzt, dann genossen die Ungarn in den letzten zwei Jahrzehnten der kommunistischen Herrschaft doch eine beträchtliche Anzahl kleiner Zugeständnisse, und sie standen damit im Ostblock – zeitweise allenfalls neben den Polen – allein. Ein stillschweigend geschlossenes und eingehaltenes Abkommen zwischen dem Regime und der Bevölkerung besagte ungefähr dies: *«Ihr fragt nicht nach der Legitimität unserer Macht und nach der Natur des Verhältnisses zur Sowjetunion, sprecht nicht laut über 1956 und,*

ganz allgemein, ihr mischt euch nicht in die Politik ein. Respektiert ihr diese Regeln, dann lassen wir unsererseits euch in Frieden, ihr braucht euch nicht täglich zu begeistern, wir kümmern uns nicht einmal besonders darum, wie ihr über uns denkt, verfolgen niemanden und gestehen euch sogar zu, dass ihr friedlich ein etwas besseres, kleinbürgerliches Auskommen findet; dies alles, wohlverstanden, in Grenzen, die wir bestimmen, und unter der Bedingung, dass ihr das Maul haltet.»

Das mag nach wenig tönen, war aber unter den damaligen osteuropäischen Verhältnissen viel. Nach dem Terror der fünfziger Jahre und dem Rachefeldzug, der Ungarn als Reaktion auf den Aufstand heimsuchte, empfand die Bevölkerung namentlich die Entpolitisierung und die Beruhigung der Atmosphäre als wohltuend. Die allgegenwärtige Indoktrinierung hörte auf, und es gab keine politischen Prozesse mehr. Der Ende der sechziger Jahre eingeführte «neue Wirtschaftsmechanismus», der die zentrale Planung lockerte und Marktelemente zu berücksichtigen suchte, zeitigte später einen bescheidenen Aufschwung. Die Ungarn erhielten die nach und nach erweiterte Möglichkeit, auch Westreisen zu unternehmen, und das Land wurde dem westlichen kulturellen Einfluss in einem Ausmass geöffnet, das sich in Osteuropa sehr ungewöhnlich ausnahm. Der «Gulaschkommunismus», wie der selbstironische Übername für diese ungarischen Zustände lautete, war freilich im letzten Jahrzehnt vor 1989 nur noch durch eine zunehmende Auslandsverschuldung aufrechtzuerhalten.

Die Annahme liegt nahe, dass weder die Machthaber in Moskau noch jene in Budapest sich aus karitativer Neigung zu diesem Kurs entschlossen hatten. In der Tat verhielt es sich so, dass die Kommunisten, in deren von Klassenkampf bestimmtem Welt- und Geschichtsbild die Revolution und die gewaltsame Entscheidung eine erstrangige Rolle spielten, die Sprache von 1956 verstanden hatten. Tausende von Todesopfern auf beiden Seiten – das wog schwer. Pathetisch, aber wohl nicht unzutreffend gesagt: Ungarns etwas grösserer Freiraum in späteren Jahrzehnten war mit Blut erkaufte. Ins Gewicht fiel sodann, dass die Ereignisse im Herbst 1956 für die Sowjetunion und die kommunistische Bewegung im Ausland einen gewaltigen Prestigeverlust brachten. Die Erosion des Anhangs westlicher Sympathisanten begann, ein Prozess, der sich immer mehr beschleunigte, als Moskau den Prager Frühling auslöschte und als Solschenizyn das sowjetische Gulag-System offenlegte.

Bei all dem wäre es aber vermutlich ungerecht, wenn man kein Wort über János Kádár verlöre, der nach 1956 Ungarns Geschicke über dreissig Jahre gelenkt und, selber von 1956 gezeichnet, von den späten sechziger Jahren an zweifellos den Kompromiss gesucht hat. Höhe- und Tiefpunkte finden sich im Leben dieses Mannes auf eine nahezu ungläubliche Weise: Kádár als Mitverantwortlicher für den 1949 abgehaltenen Schauprozess gegen seinen Genossen László Rajk; Kádár als selber eingekerkertes Opfer des Stalinismus in den frühen fünfziger Jahren; Kádár als Minister Imre Nagys und als Nationalkommunist, der Ende Oktober 1956 erst den heldenhaften Unabhängigkeitskampf rühmte und dann einige Tage später die Rolle als Marionette der Sowjets akzeptierte; Kádár, der verhasste, blutige Rächer, der in Ungarn nach 1956 aufräumte; Kádár, der 1958 den Rivalen Nagy hinrichten liess; Kádár, der allmählich die Zügel lockerte und der fortan – wohl auch unter Berufung auf die tragischen Erfahrungen des Volksaufstands – es geschickt verstand, gegenüber Moskau den Sonderkurs seines Landes zu verteidigen; Kádár als Garant der einigermassen erträglichen Verhältnisse, der Puritaner, der mit der Zeit in Ungarn sogar Popularität erlangte; Kádár, der im April 1989, drei Monate vor seinem Tod, als psychische Ruine an einer Sitzung des Zentralkomitees auftrat und in einer wirren Rede seine Gewissensqualen wegen Rajks und Nagys Tod erkennen liess. Wie man auch über ihn urteilen will, eines steht fest: Kádár ist eine der widersprüchlichsten und rätselhaftesten Figuren in Ungarns jüngster Geschichte.

Nicht verschwiegen werden sollte bei all dem, dass dem Beschwichtigungskurs der späten Kádár-Zeit ein politischer Erfolg zweifelhafter, wenn auch verständlicher Art beschieden war. Gemeint ist, dass der Parteichef dem Land einzureden vermochte, das von ihm Erreichte sei angesichts der gegebenen europäischen Realitäten das Bestmögliche; wer darüber hinausgehen wolle, benehme sich als verantwortungsloser Abenteurer. So kam es, dass die grosse Mehrheit der Ungarn 1980/81 die Propagandaparolen der Partei akzeptierte und der polnischen Gewerkschaftsbewegung «Solidarnosc» die Sympathien versagte. Die Revolution 1956 hatte in Budapest mit einer Kundgebung vor dem Denkmal des polnischen Generals József Bem begonnen – als Geste der Solidarität mit dem damals ebenfalls revoltierenden Polen. Fünfundzwanzig Jahre später dagegen schien es den Ungarn, Lech Walesa und seine Gewerkschaft seien Phantasten, sie reizten unnötig die

Sowjetunion, gefährdeten Ostmitteleuropas Stabilität und damit auch die besondere Stellung Ungarns. Auch dies, die eifersüchtige Wahrung eines bescheidenen, nach 1956 möglich gewordenen und erarbeiteten Besitzstandes, gehört zu den Folgen des Volksaufstands.

Zu erwähnen bleibt schliesslich, dass das «wunderbare Jahr 1989», in dem die ostmitteleuropäischen kommunistischen Systeme weggefegt wurden, in Ungarn in einem bedeutenden Mass ebenfalls im Zeichen von 1956 stand. Gerade weil die Erinnerung an 1956 tabu war, entfalte Ende Januar 1989 die Tatsache, dass der Reformpolitiker Imre Pozsgay in einer öffentlichen Erklärung davon sprach, es habe sich im Herbst 1956 nicht um eine Konterrevolution, sondern um einen Volksaufstand gehandelt, eine enorme Sprengkraft. Damit rührte er an die Legitimität des Regimes, dessen eigene Wurzeln ja auch zum Aufstand zurückreichten. Im Juni erzwang dann die mittlerweile erstarkte politische Opposition die Neubestattung Imre Nagys und seiner hingerichteten Mitstreiter; rund 200'000 Menschen erschienen zu der Trauerfeier auf dem Budapester Heldenplatz. Als an dieser Veranstaltung einer der

Kádár ist eine der widersprüchlichsten und rätselhaftesten Figuren in Ungarns jüngster Geschichte.

Redner, der damals 26jährige Viktor Orbán, der 1998 Ministerpräsident werden sollte, den Abzug der Sowjettruppen aus Ungarn forderte und das kommunistische System gnadenlos geisselte, das ungarische Radio aber dessen ungeachtet fortfuhr, die Feierlichkeiten direkt zu übertragen, da wurde klar: eine Diktatur, die die Kraft nicht mehr hat, derartiges zu verhindern, hat abgedankt.

ANDREAS
OPLATKA, geboren
1942, promovierter
Germanist und
habilitierter Historiker,
ehemaliger Redaktor
und politischer
Korrespondent der
«Neuen Zürcher
Zeitung», ist heute
Dozent an der
Universität Wien
und an der Andrassy
Universität Budapest.

12 Tage Aufstand, erst Hoffnung und Euphorie, dann der Einmarsch der Sowjets, schliesslich die Flucht nach Österreich, Aufnahme als politische Flüchtlinge in der Schweiz. Ausbildung, Heirat, Einbürgerung, Berufs- und Familienleben. Eszter Berger-Bone und Mátyás Gödrös, beide 1956 in die Schweiz geflohen, sowie Béla Batthyány, ein Sohn der Flüchtlingsgeneration, erzählen von der Zeit zwischen 1956 und 2006.

(5) Um elf Uhr forderten wir die Einführung der Demokratie

aufgezeichnet von Suzann-Viola Renninger

Mátyás Gödrös: Jetzt sind es also 50 Jahre. Alle 10 Jahre fragen die Zeitungen nach Interviews und Berichten. Doch mit den Jahren verschieben sich die Fakten, die wichtig sind und die Ansichten verändern sich.

Wir wurden von Anfang an oft gefragt: nun wie war das? Hast Du selber geschossen? Hat man auf Dich gezielt? Sah es dann allerdings so aus, dass man selbst sehr heldenhaft dastand, dann hat man gemerkt, ah, das glaubt mir sowieso keiner. Es gab ja auch wirklich sehr viele, die Heldentaten erzählten, die sie nie begangen hatten. Auch ich musste mich schon mal korrigieren: Moment mal, erzähle ich das, was ich erlebt habe oder etwas, was jemand anderes erlebt hat? Und zwar ungewollt und im besten Glauben.

Ich finde, «56» war dermassen heldenhaft – was immer man auch dazudichtet, es ist zu wenig im Vergleich zu dem, was tatsächlich passiert ist. Doch die allergrössten Helden leben nicht mehr, sie wurden sofort hingerichtet.

Ich war damals ein Student im ersten Semester an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Gödöllő, ein neunzehnjähriger kleiner Junge eigentlich. Bis

zum 23. Oktober haben wir nur mitbekommen, dass irgendetwas läuft. Eine Organisation, die diesen Tag vorbereitet oder geplant hätte – das ist historisch wichtig – gab es nicht. Es gab irgendwelche Bestrebungen im Zentralkomitee, man murrte im Volk, man hörte etwas, in den Zeitschriften gab es freiere Texte. In der bekanntesten Literaturzeitschrift etwa, der *Irodalmi Újság*, dem Leitblatt der Revolution, gab es mehr und mehr unzensurierte Artikel, sogenannte mutige Artikel. Dieser Mut, der immer mehr um sich griff, der war das Merkmal dieser Zeit.

Am 23. Oktober 1956 traf sich frühmorgens die Studentenschaft. Um neun Uhr forderten wir, der Russischunterricht solle reduziert werden. Gegen halb zehn, das Fach «Marxismus-Leninismus» solle fakultativ und nicht mehr obligatorisch sein. Um elf Uhr forderten wir die Russen zum Verlassen des Landes auf. Wir forderten die Einführung der Demokratie und des Mehrparteiensystems. Das ist keine Übertreibung, das war so.

Nicht nur bei uns an der Universität ist es so abgelaufen, sondern auch in den Fabriken und vor allem im Bewusstsein der Leute. Man nahm einen tiefen Atemzug und sagte das Andere, das, was man zuvor nie gewagt hatte zu sagen. In Gedanken war man so innerhalb eines Tages soweit, dass man am Abend die Freiheit forderte. Die bis zu diesem Moment durch den stalinistischen Terror und die überzüchtete Geheimpolizei eingeschüchterten Leute griffen plötzlich zu den Waffen. Niemand hat damit gerechnet. Und das ist das Einmalige und Unvergessliche. Für mich ist das heutzutage noch ein Wunder. Erklären kann ich das nicht.

Die Waffen hat man am späten Nachmittag aus den Waffenfabriken geholt. In Ungarn durften zu jener Zeit Privatpersonen keine Waffen besitzen. Am Abend des 23. habe ich erlebt, dass an einer Strassenecke, in der Nähe des Radiogebäudes, plötzlich ein Laster mit Waffen stand. Leute, vermutlich die Arbeiter der Waffenfabrik, verteilten dort fabrikneue Maschinenpistolen. Ich habe da noch keine genommen, da ich einen Kampf mit Waffen nicht für möglich hielt. Wir waren eine friedlich demonstrierende Gruppe. Wir schrien patriotische Parolen: Nein Jungs, wir haben mit diesen Waffen nichts zu tun. Lasst uns vorwärts gehen, lasst uns zum Radio gehen. Friedlich. Ungar schießt auf Ungar nicht.

Wir marschierten also bis zur Brody-Strasse. Plötzlich sah ich vor mir die Mündungsfeuer einer Salve. Neben mir wurden zwei Leute getroffen. Ich warf mich zu Boden. Plötzlich war Krieg.

Eszter Berger-Bone: Am 23. Oktober wollte ich mit meiner Freundin in die Schule gehen. Doch meine Mutter sagte: Ihr dürft nicht gehen, Ihr müsst hinunter zum Kossuth-Platz, man wird den Roten Stern wegnehmen. Ihr müsst mitkommen, das werdet Ihr Euer Leben nicht vergessen. Heute ist Revolution.

Zur dritt sind wir zum Parlament, meine Mutter, meine Schwester und ich. Alles war sehr friedlich, alle waren sehr nett zueinander und es wurde die Hymne gesungen. Jemand schrie: wir müssen den Roten Stern herunterholen, es ist Revolution. Und plötzlich wurde in die Menge geschossen. Rufe überall, die Russen seien da. Menschen fielen um, da und dort war einer tot. Alle Leute rannten davon. Wir verloren unsere Mutter und versuchten in ein Haus zu rennen. Doch die Türen waren alle verschlossen. Zum Schluss versteckten wir uns im Keller unseres Hauses. Am nächsten Tag kamen dann die Panzer. Sie schossen in die Häuser. Es war schrecklich. Ich hatte fürchterliche Angst vor den Russen. Ich war damals 13 Jahre alt.

Mein Vater war als politischer Gefangener im Gefängnis. Wir sprachen darüber, dass er nun freigelassen würde. So war es dann auch, und ich sah ihn zum erstenmal in meinem Leben. Wie mager er war! In seiner gestreiften Kleidung war er aus dem Gefängnis gerannt. Plötzlich war er draussen, die grosse Freiheit war da. Doch er wusste nicht, was er mit ihr machen und wohin er gehen sollte.

Mátyás Gödrös: Die Demonstrationen wurden verboten und wieder erlaubt. Unsere Parole war, im Namen der polnisch-ungarischen Freundschaft zum Denkmal des polnischen Generals József Bem zu ziehen, eines Helden der 48er Revolution. Von dort aus ging eine Gruppe zum Radio, wo die 10 Punkte der ungarischen Revolution vorgelesen werden sollten, ad hoc formulierte Forderungen nach Pressefreiheit, freien Wahlen, Demokratie, Mehrparteiensystem... Als die Abordnung der Demonstranten diese Punkte im Radio vorlesen wollte, wurde dies mit Waffengewalt verhindert. Es begannen blutige Strassenschlachten. An gewissen Knotenpunkten war der bewaffnete Aufstand, auf den Strassen demonstrierte das Volk, es baute Barrikaden und verhinderte die Truppenbewegungen der Russen. Die Demonstrationen und die Kämpfe liefen parallel. Zwar hatte ich eine Waffe, aber ich kam nicht dazu, zu schießen. Auf mich schoss man oft, aber immer nur dann, wenn ich gerade friedlich demonstrierte. Bei dem berühmten Blutbad vor dem Parlament, bei den Schüssen vom Dach des Landwirtschaftsministeriums, da war ich als Demonstrant dabei.

Es dauerte fünf oder sechs Tage, dann hatte der Aufstand gesiegt. Es war unvorstellbar. Die russischen Truppen und ihre Panzer, die Geheimpolizei, ein bis aufs letzte, minutiös geplantes Unterdrückungssystem – alles löste sich in nichts auf.

Für mich mit meinen 19 Jahren war das eine euphorische Zeit. Ich war ja eigentlich, von heute aus betrachtet, ein kleiner Junge. Doch plötzlich stand ich da als Retter der Nation. Es war ein Hochgefühl. Einmal wartete ich in einer Schlange von Leuten, die um Brot anstanden. Meinen Kleidern war anzusehen, dass ich aus dem Gefecht kam. Und da sagten sie zueinander: Geht auf die Seite, seht Ihr nicht, wer da ist. Ältere Leute, die eigentlich nichts für die Jugend übrig hatten, machten mir Platz. – Die Euphorie stammte auch aus der Frage, bin ich nun zum Sterben bereit oder nicht? – so lächerlich das heutzutage und hier auch klingen mag. Ich hatte Glück, denn als ich mich dazu bereit fühlte, da kam es zu keiner bewaffneten Auseinandersetzung.

Was ich noch sagen möchte: dass die ganze Stadt kämpfte, das ist nicht wahr. Echt, mutig und gut hat nur das Proletariat gekämpft, die Arbeiter aus den Fabriken. Aus den guten Quartieren, aus de-

Die Euphorie stammte aus der Frage, bin ich nun zum Sterben bereit oder nicht? – so lächerlich das heutzutage auch klingen mag.

nen auch ich stamme, waren nur wenige dabei. Ich schämte mich für meine Klasse. Mein Bruder erzählt gerne die Szene, als ich während der Kämpfe einmal nach Hause kam. Ich hängte meine Maschinenpistole an der Garderobe auf und sah meine Familie, wie sie aus Porzellanschüsseln Hühnersuppe ass. Und da schrie ich laut: Das ungarische Proletariat blutet und hier fressen die Bürger. Das klingt lächerlich klassisch, aber genauso war es.

Eszter Berger-Bone: Wir versteckten uns während dieser Tage im Keller. Irgendwann sagte dann meine Mutter: pack Deine Sachen, wir flüchten. Mein Schatz war ein kaputter Füllfederhalter. Und meine Zahnbürste. Mehr nahm ich nicht mit. Meine Mutter, meine Schwester und ich fuhren ein Stück mit dem Zug, danach waren wir drei Tage per Fuss unterwegs, nachts liefen wir, untertags versteckten wir uns. Ein ungarischer Grenzpolizist half uns über die Grenze nach Österreich. An der Grenze raffte ich noch auf ungarischer Seite etwas Erde zusammen. Ich weinte und dachte, dass ich nie wieder zurück nach Ungarn komme. So sentimental war ich!

Mátyás Gödrös: Am 4. November war alles entschieden. Der Kampf war verloren. In dem Moment, als die Russen zurückkamen, war klar, dass es keine Chance mehr gab. Ich glaubte tags zuvor noch an das Wunder, wir feierten den Sieg, tags darauf war ich schon auf der Flucht. Während ich über die ersten fünf Tage des Aufstands gut erzählen kann, fängt danach meine Erinnerung an zu verschwimmen. Nach den Erfahrungen des 2. Weltkriegs und des Stalinismus dachten wir, jeder im Alter zwischen 15 bis 25 würde nun nach Sibirien gebracht. Wir glaubten, es bliebe jetzt kein Stein mehr auf dem anderen. Wir verliessen Ungarn.

Eszter Berger-Bone: In Österreich hatte mein Mutter eine Freundin, eine Gräfin, die in Wien in einem Schloss wohnte. Diener mit Glacéhandschuhen empfingen uns, und ich wurde mit den Worten «Gnädiges Fräulein» angeredet. Die Gräfin ermöglichte uns, in die Schweiz zu kommen. Meine Mutter sagte, die Schweiz sei nicht so weit, sie läge noch in Europa, es sei dort Frieden und uns könne dort nichts passieren.

Mátyás Gödrös: Vor allem bei uns Jungen gab es sehr romantische Vorstellungen. Es gab einige

Komm doch in die Schweiz, am Vormittag gehen wir auf die Universität, am Nachmittag fahren wir Slalom auf den Hügeln von Zürich.

Flüchtlinge, die wollten nach Paris, um Künstler zu werden, andere wollten nach Amerika, um dann später mit viel Geld und einem dicken Auto zurückzukommen. Auch ich wollte nach Amerika. Als ich vor der Botschaft in der Schlange stand, da haute mir ein Freund aus Budapest auf die Schulter und sagte: Komm doch in die Schweiz, am Vormittag gehen wir auf die Universität, am Nachmittag fahren wir Slalom auf den Hügeln von Zürich. Zwei Tage später war ich dann schon dort. Bisher hatte ich die Schweiz nur als Briefmarkensammler gekannt, ich wusste von Wilhelm Tell, und mein Vater las Gottfried Keller.

Eszter Berger-Bone: An der Schweizer Grenze mussten wir unsere Kleider abgeben, wir wurden entlaust und desinfiziert. Aus dem Vorrat des Roten Kreuzes suchten wir uns neue Kleidung. Ein Bus brachte uns nach Hemberg im Toggenburg in ein Auffanglager, dort bezogen wir dann ein Hotel. Am ersten Abend gab es ein grosses Fest, die Tische waren wunderschön gedeckt, und wir Kinder dachten, nun kämen die Schweizer Grafen und Adligen. Und da erschienen die Toggenburger in ihrer Tracht.

Mátyás Gödrös: Schon in Österreich wurden die Studenten aus den verschiedenen Lagern herausgeholt und in Wien gesammelt. In einer Art Studentenzug, organisiert von der Studentischen Direkthilfe Schweiz-Ungarn, erreichte ich Zürich. Unter den 16'000 Ungarn, die in die Schweiz kamen, waren nur wenige Frauen.

In Zürich wohnte ich die erste Zeit in der Zinngasse in einem Studentenheim für ungarische Flüchtlinge. Ich sprach Deutsch, wenn auch nicht sehr gut, denn meine Mutter war eine geborene Deutsche, die uns immer gesagt hatte: Ihr müsst Deutsch lernen, denn eines Tages geht Ihr ins Ausland. So wurde ich in Zürich von der Studentischen Direkthilfe Schweiz-Ungarn zum Dolmetscher ernannt und musste die Aufnahmegespräche mit den ungarischen Studenten übersetzen.

Eszter Berger-Bone: Ich sprach kein Deutsch, bis auf einen Satz. Diesen hatte ich kurz vor der Flucht gelernt: Der Vater, die Mutter und die Kinder bilden die Familie.

Von Hemberg aus sind wir nach Schaffhausen gekommen. Dort sind wir sehr herzlich von einer Familie aufgenommen worden. Es war ein schöne Zeit. Nach zwei, drei Wochen kam mein Stiefvater nach. Er sprach Deutsch und bekam sofort eine Stelle als Ingenieur bei der Stadt. Die Pfadfinder richteten uns eine eigene Wohnung ein, mit Sachen aus dem Brockenhaus. Es hiess: Hier habt Ihr eine Wohnung, alles gehört jetzt Euch.

Mit meiner Schwester ging ich für ein halbes Jahr in ein Internat nach Rorschach. Dort haben wir Deutsch sprechen gelernt, später besuchten wir dann in Schaffhausen die Schule. Ja, es war eine schöne Zeit. Meine Eltern arbeiteten beide und verdienten Geld. Mit der Zeit gaben wir den Pfadfindern alles zurück, was sie uns überlassen hatten.

Mátyás Gödrös: Die Anteilnahme der Schweizer an unserem Schicksal war sehr gross. Bald nach meiner Ankunft erschien im Studentenheim ein Herr, der sagte, er möchte einen protestantischen ETH-Studenten, einen Ungarn, unterstützen und bei sich zu Hause aufnehmen. Man sagte ihm, sie hätten hier einen katholischen Medizinstudenten. Er war einverstanden.

So wohnte ich bei ihm und seiner Frau – sie hatten keine Kinder – für einige Monate. Doch ich konnte mich nicht gut genug anpassen. Einmal gab er mir etwa Geld, damit ich mir neue Kleider kaufe. In der Langstrasse habe ich mich dann eingekleidet. Italienisch. Spitze Schuhe, ein gestreifter Anzug. Am Abend wollte ich stolz vorführen, was ich gekauft hatte. Doch die Enttäuschung auf den

Gesichtern war gross. Ich merkte, irgend etwas war nicht gut. Und als ich fragte wurde mir gesagt: Du hättest Schuhe kaufen müssen, die tragfähig sind, mit dicken Sohlen, und einen grauen Anzug... Und dann gab es noch die Sache mit dem Dienstmädchen. Sie hatte ihr Zimmerchen direkt neben meinem. Nun, wie hätte es anders sein können, wir hatten ein Verhältnis miteinander. So musste ich gehen, auch dem Mädchen wurde gekündigt.

Mit einem Stipendium konnte ich studieren, ich musste die Prüfungen ablegen, das Geld zurückzahlen musste ich jedoch nicht. Ich hatte während dieser Zeit schlimme Heimwehattacken und verfolgte die weiteren Ereignisse in Ungarn genau. Meine Eltern sah ich erst 10 Jahre später wieder, als sie mich in der Schweiz besuchen konnten.

Wer eingebürgert wurde, der konnte nach Ungarn reisen. Für die Frauen war das einfacher. Wenn sie heirateten, erhielten sie den Schweizer Pass. Auch ich habe geheiratet, eine Schweizerin, aber ein Mann bekam den Pass dafür nicht automatisch. Ich bin erst nach 31 Jahren eingebürgert worden; das war sehr spät, lange nach all den anderen.

Mein Glaube an die Schweiz wurde damals das erstmal erschüttert. Zusammen mit einem Kollegen hatte ich zum 20-jährigen Jahrestag des Aufstands einen Film für das Schweizer Fernsehen gedreht. Vielen meiner ungarischen Landsleute gefiel er nicht. Ich wurde denunziert und es wurde mir unterstellt, dass ich vermutlich mit Moskau in Verbindung stehe. Das stimmte natürlich nicht. Doch es genügte, dass ich nicht eingebürgert wurde. Eine lustige Seite hatte das alles: ich war Zahnarzt, hatte Frau und Kind und alle bürgerlichen Attribute um mich herum, und doch besass ich noch immer nur den kleinen blauen Flüchtlingspass.

Als ich endlich meinen roten Schweizerpass bekommen hatte, sass ich schon am selben Abend im Flugzeug. Am Morgen ging ich, wie früher auch, in ein Café und bestellte einen Espresso und eine Cremeschnitte. Da drehte sich die Serviererin um und sagte laut zu allen: Unser in die Fremde getriebener Sohn wünscht sich einen Espresso und eine Cremeschnitte. Ich war verblüfft, ich hatte auf ungarisch bestellt, ich hatte sonst nichts weiter gesagt, ich war nicht auffällig gekleidet. Ich weiss nicht, was mich entlarvte.

Béla Batthyány: Meine Eltern sind beide Ungarn. Meine Mutter war schon 1947 in die Schweiz gekommen. Mein Vater 1956, da war er vierzehn. Wir wuchsen ausserhalb von Zürich auf.

Ich war der älteste von drei Brüdern. Ich sprach anfangs nur Ungarisch. Erst als ich mit drei raus auf den Spielplatz kam, habe ich Deutsch gelernt. Ab da hatte ich eine Innen- und eine Aussensprache: Ungarisch und Deutsch. In der Primarschule stellte ich fest, dass die Kinder dort nur Schweizerdeutsch sprachen. Das ist ein wichtiges Merkmal meines Zweitgenerationsdaseins. Ich habe den Schweizer Akzent imitiert, um nicht damit aufzufallen, dass ich besser Hochdeutsch sprach als die anderen. So kam es, dass ich in der Schule ein falsches Hochdeutsch gesprochen habe.

In der Pubertät begann ich langsam zu merken, dass mein Vater nicht so oft zu Hause war wie die Väter anderer Kinder. Da war irgend etwas in der Stadt, jeden Mittwoch, jeden Donnerstag, jeden Samstag. Erst jetzt wurde ich neugierig, was es war. Schon als Kind war ich oft auf ungarischen Festen gewesen. Dadurch wusste ich schon, dass die Ungarn eine ganz andere Gesellschaft sind. Mit ihnen war es viel lauter, viel lustiger als ich es aus der Vorstadt kannte, wo ich lebte.

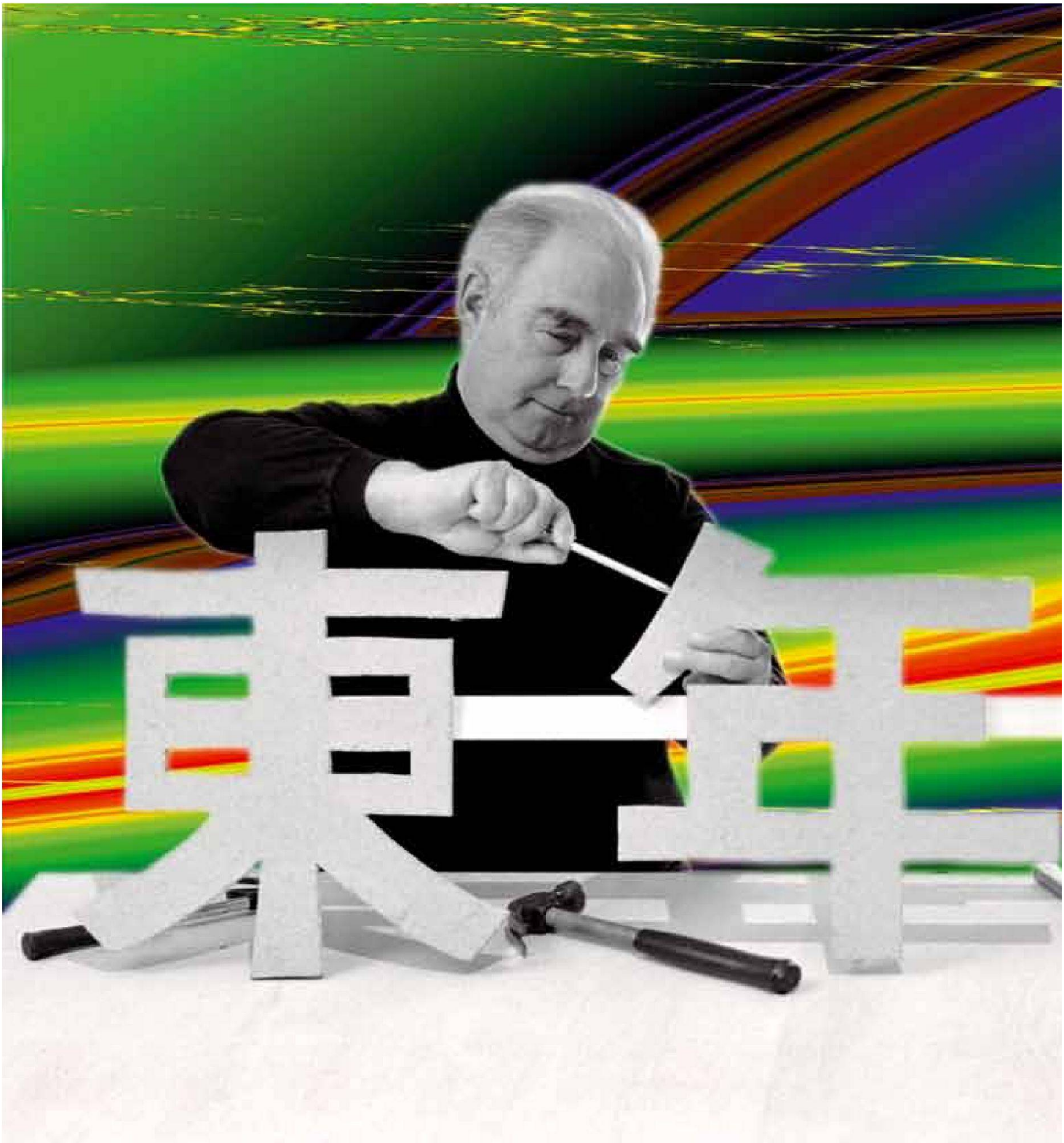
In der Zürcher Altstadt gab es diese Kneipe, die Bodega. Dort sassen die älteren Herren am Nach-

Ich sprach kein Deutsch, bis auf einen Satz: Der Vater, die Mutter und die Kinder bilden die Familie

mittag, eine laute und lustige zehn- bis fünfzehnköpfige Runde. Alle waren '56 in die Schweiz gekommen. Diese Kneipe war für meinen Vater und seine Freunde so etwas wie ein kleines Ungarn. Ich hatte ein gemischtes Gefühl; einerseits war ich begeistert von dieser Freundschaft und Geselligkeit, andererseits war mein Vater wenig zu Hause. Einige Jahre später haben sich meine Eltern scheiden lassen; vor 9 Jahren ist mein Vater wieder zurück nach Ungarn gezogen.

Mir haben viele Ungarn im Alter meines Vaters erzählt: nein, ich bin nicht entwurzelt, ich habe meine Identität, ich bin Ungar und bleibe das. Mein Vater sagte oft zu mir: Du kennst keine Heimat, ich schon. Das mit der Heimat ist für meine Generation wirklich schwieriger. Ich habe aufgegeben, danach zu suchen.

Mátyás Gödrös: Solange ich nicht nach Ungarn gehen durfte, war meine Antwort eindeutig: ja ich will zurück nach Ungarn. Jetzt, wo ich dürfte, antworte ich auf die Frage, warum ich nicht dort lebe: weil es mir dort nicht gefällt. Ich bin ein ungarischer Patriot, aber ich will nicht in Ungarn wohnen.





Die Solidarität der Schweizer Bevölkerung mit den ungarischen «Freiheitskämpfern» war gross: es gab eine Spendenwelle bisher unerreichten Ausmasses, unzählige Sympathiekundgebungen und politische Appelle. Nach der gewaltsamen Niederschlagung des Aufstandes durch die sowjetische Armee entlud sich die Wut der Menschen vereinzelt gegen die Kommunisten, die «Russen» im eigenen Land.

(6) Solidarität und Ausgrenzung – die Ungarnhilfe der Schweiz 1956

Rita Lanz

Bei den Sammlungen und bei der Aufnahme von Flüchtlingen übertraf die Schweiz 1956 im Verhältnis zu ihrer Grösse alle anderen Länder: 2'170 Tonnen Kleider, Wäsche und Schuhe und 5'000 Tonnen Lebensmittel wurden gesammelt, 14'000 Flüchtlinge innert weniger Wochen aufgenommen. Die bis zu 15 Kilogramm schweren «Liebesgaben-Pakete» wurden von der PTT, später auch den SBB und Privatbahnen, kostenlos in das Zentraldepot des Schweizerischen Roten Kreuzes in Wabern bei Bern speditiert. Dort wurden sie in aufwendiger Arbeit sortiert, neu verpackt und weitergeleitet. Für Naturalspenden wurden öffentliche Sammeltage – wie die «Journée du Kilo Hongrois» im Greyerzerland – organisiert. Die «Ungarnhilfe der Bauern aus dem Kanton Zürich» schickte 108 Tonnen Kartoffeln und 28 Tonnen Äpfel in 14 Güterwagen nach Ungarn. Auch die Kleider- und Schuhfabriken wollten nicht abseits stehen: PKZ Burger-Kehl & Co. AG, Zürich, spendete für 10'000 Franken «Knaben-, Jünglings- und Herrenkleider», und 1'000 Paar Schuhe kamen von Bally in Schönenwerd. Die Schweizerinnen und die Schulkinder

griffen auch zu den Stricknadeln. Tausende kleine Quadrate, die später zu Woldecken zusammengefügt wurden, wurden in der Schule, aber auch zu Hause gestrickt: «*Und es mag vorkommen, dass morgens halb sieben Uhr durch den Türspalt des Kinderschlafzimmers ein heller Schein blitzt und die Mutter staunend ihre beiden Langschläfer, Bübchen und Mädchen, strickend mit ihrem «Blätz» im Bett sitzend findet*», so schrieb die «Neue Zürcher Zeitung». In guter Erinnerung geblieben ist vielen auch die «Schokoladen-Aktion der Schweizer Jugend für die Kinder Ungarns», bei der Schulkinder beachtliche 470'000 Tafeln Schokolade sammelten.

Vom Bundesrat bis zum Schulkind wurden grössere bis kleinste Geldbeträge gespendet, die oft mit einfachen, aber auch originellen Aktionen gesammelt wurden. In Firmen waren befristete Lohnabzüge, Verzicht auf das Weihnachtessen und auf Gratifikationen beliebte Formen der Solidaritätsbezeugung. Kilchberger Schüler organisierten ein Konzert, und eine Basler Realschulklassen machte eine Schuhputz- und Veloreinigungsaktion. Die ersten Zahlungen gingen schon ein, bevor das Schweizerische Rote Kreuz die Nummer des Spendenkontos bekannt gegeben hatte. Die grösseren Tageszeitungen zogen bald nach. Mehr als 17 Millionen Franken Barspenden kamen so zusammen. Zahlreiche vorweihnachtliche Anlässe wurden in feierliche Wohltätigkeitsveranstaltungen umgewandelt. Einige Orchester, das Zürcher Opernhaus, der Zirkus Knie, alle schweizerischen Theatervereine und etliche Kinos fügten zusätzliche Vorstellungen in ihr reguläres Programm ein. Nicht jede Sammlungsidee stiess indessen auf Zustimmung. Wer wie eine Zürcher chemische Reinigung und Kunststofferei die Spende vom eigenen Umsatz abhängig machte, musste sich von der NZZ-Redaktion fehlenden Geschmack und Eigennutz vorwerfen lassen: «*Die Scherflein zu sammeln, dazu sind nun aber nicht alle Mittel recht.*» Eine besondere Art der Verbundenheit zeigten jene 10'000 Menschen, die bei den mobilen Equipen des Schweizerischen Roten Kreuzes Blut spendeten.

Wie in anderen Städten Europas, gab es zahlreiche abendliche Fackelzüge und Schweigemärsche mit anschliessenden Kundgebungen auf Plätzen. Die ersten fanden in Zürich, Bern, Basel, St. Gallen, Fribourg und Luzern statt, organisiert von den dortigen Studentenschaften. Nach einem Schweigemarsch hielten Professoren, Studenten, aber auch in der Schweiz lebende Ungarn flammende Reden, in denen die Ziele des unga-

rischen Freiheitskampfes unterstützt wurden. Resolutionen wurden verabschiedet, und es wurde zur Solidarität mit den Opfern und zu Spenden aufgerufen.

Vor allem nach der Niederschlagung des Aufstandes wollten die Menschen ihre Solidarität oder Trauer öffentlich zeigen. So kam es zu einer eigentlichen Welle von abendlichen Fackelzügen und Schweigemärschen mit anschliessenden feierlichen Kundgebungen. Die NZZ zählte 16 an fünf Tagen mit jeweils mehreren Tausend Teilnehmern. Organisiert waren diese nun vorwiegend von Parteien sowie neuen und bewährten Vereinigungen: auf dem Berner Waisenhausplatz trat die Neue Helvetische Gesellschaft zusammen mit der «bernischen Jugend» auf, auf dem Zürcher Lindenhof das neugegründete «Schweizerische Hilfskomitee für die Freiheitskämpfer in Ungarn», in Luzern das Gewerkschaftskartell und die Sozialdemokratische Partei.

Solidarität und emotionale Verbundenheit liessen sich auch mit Gebeten und Gesang ausdrücken. Hunderte kamen in die Kirchen zu Fürbittegottesdiensten. Im Fraumünster Zürich sprach der Pfarrer aus, was viele beschäftigte: *«Es ist erschütternd, den Freiheitskampf eines geknechteten Volkes mitzuerleben [...] Mit pochendem Herzen verfolgen wir diesen Kampf. Aber was sollen wir tun? Wir sollen beten, durch den Wirrwarr der politischen Nachrichten hindurch nach dem göttlichen Sinn fragen. Wir sollen helfen, als Menschen und als Christen, wie der barmherzige Samariter es getan hat.»* Der Höhepunkt dieser Aktionen wurde am 20. November 1956 mittags mit drei Schweigeminuten erreicht. *«Ein ruhiger Ernst prägt alle Gesichter»*, *«Hunderte griffen zum Taschentuch, und niemand schämte sich der Tränen mehr»* und *«In vielen Augen stehen Tränen»*. Im Radio, der «Neuen Zürcher Zeitung» und der «Schweizerischen Illustrierten Zeitung» wurde über diese bewegenden Momente berichtet. Unter fremden Menschen entstand eine Verbundenheit ohne Worte: *«Das Fräulein am Imbissbuffet [des Flughafens Kloten] schaut auf die Uhr, und der Bordmechaniker an der Theke wirft ihr einen verstehenden Blick zu. Plötzlich ist alles ruhig.»* Nach drei Minuten löste sich die ganze Spannung genauso schnell wieder, hinterliess aber unauslöschliche Spuren bei den Menschen. Im Stadthaus: *«11 Uhr 33: die Menschen kehren vor und hinter die Schalter zurück, die Neonröhren flammen wieder auf. Der Alltag nimmt seinen Fortgang. Die Gesichter sind ernster geworden.»* Im Bahnhof: *«11 Uhr 33: Der Bahnbetrieb und das Leben gehen weiter, aber man spürt: Nie-*

mand auf den Geleisen, hinter den Billettschaltern, in den Zügen, wird diese drei Minuten vergessen.»

Ungezählt sind die vielen Resolutionen, Aufrufe und Appelle. Politische Parteien, Regierungen und Parlamente von Kantonen und Gemeinden, Gewerkschafts- und Gewerbeverbände, die Neue Helvetische Gesellschaft, die Kirchen beider Konfessionen – alle meldeten sich zu Wort. Die Empörung ging weit über die politischen Kreise hinaus. So wandten sich der Bund Schweizerischer Frauenvereine BSF und der Schweizerische Katholische Frauenbund SKF an ihre Mitglieder: *«Die Schweizer Frauen rufen alle Mütter und Frauen in der ganzen Welt auf, alle ihnen zu Gebot stehenden Mittel und Kräfte einzusetzen, um die Regierung Sowjetrusslands zur sofortigen Einstellung der Kampfhandlungen und zu sofortiger Rückberufung ihrer Truppen aus Ungarn zu veranlassen.»*

Als die ersten Solidaritätsbekundungen 1957 stetig abnahmen, traten an ihre Stelle schriftliche Publikationen. Die sehr aktiv sammelnden und demonstrierenden Jugendlichen waren die hauptsächlichsten Adressaten dieser Erinnerungs- und

Vor allem nach der Niederschlagung des Aufstandes wollten die Menschen ihre Solidarität oder Trauer öffentlich zeigen.

Mahnschriften, die in unterschiedlicher Form und pädagogischer Absicht die Hintergründe des Aufstandes, den Ablauf und dessen Bedeutung für die Schweiz darstellten. Geschrieben von der Generation der «Geistigen Landesverteidigung», sollten die Schriften der Jugend am Beispiel des Schicksals der ungarischen Jugend die Gefahren des Totalitarismus – hier in Gestalt des sowjetischen Kommunismus – vor Augen führen und ihnen den Wert der schweizerischen Staatsform ins Bewusstsein rufen. Im Büchlein «Aufstand der Freiheit», herausgegeben vom «Schweizerischen Komitee für die Freiheitskämpfer» und dem «Schweizerischen Verein für die Freunde des freien Ungarn», ist exemplarisch formuliert, um was es den Autoren ging: *«So will dieses kleine Buch Erinnerungsbuch und Mahnbuch in einem sein. Wenn Ungarn für seine Freiheit gekämpft hat, auf die es Jahrzehnte lang verzichten musste und jetzt nach der brutalen Niederwerfung des Aufstandes mit um so härteren Opfern verzichten muss, wie sehr sollten wir, die wir täglich die Früchte des Rechtsstaates, der Demokratie, des Föderalismus geniessen, uns dieser köstlichen Freiheit würdig erweisen.»*

Ebenso heftig und stürmisch wie sich die sonst bedächtige Schweizer Bevölkerung in der Solidarität vereinigte, lebte jedoch ein Teil von ihr seine Ohnmacht und Wut gegen die Verursacher des ungarischen Leidens aggressiv bis gewalttätig aus. Zielscheibe wurden die Sowjetunion und alle jene, die sich mit kommunistischem Gedankengut identifizierten oder verdächtig waren, mit dem Kommunismus zu sympathisieren. In zahlreichen Aufrufen wurde der Abbruch aller Beziehungen zur UdSSR gefordert. Die Basler Studentenschaft wollte den Boykott als Druckmittel gegen die Sowjetunion eingesetzt sehen, «...solange die kommunistischen Machthaber Russlands fortfahren, Ungarn oder andere europäische Kulturvölker durch brutale Knebelung der geistigen Freiheit zu entehren und sie der Pflege ihrer angestammten Kultur zu berauben». Die Verbindungen sollten nicht nur auf übergeordneter Ebene von Wissenschaft, Kultur, Sport, Diplomatie und Wirtschaft gekappt werden, sondern man wollte auch alles Russische aus dem Schweizer Alltag verbannen. Eine Bündnerin hatte die neueste Hutmode im Visier als sie dem Bund Schweizerischer Frau-

Am Beispiel des Schicksals der ungarischen Jugend sollten die Gefahren des Totalitarismus vor Augen geführt und der Wert der schweizerischen Staatsform ins Bewusstsein gerufen werden.

envereine schrieb: «Nach alledem, was die Russen in den letzten Tagen geleistet haben, scheint es mir richtig zu sein, dass man alles, was irgendwie russisch angehaucht ist, in der Schweiz verschwinden lassen sollte und sich mehr auf das Schweizerische, Bodenständige verlegen sollte. [...] Wie ist es beispielsweise möglich, dass sich eine Schweizerin mit einem Hut, sogenannte russische Façon, bekleidet? Sollte man nicht im jetzigen Moment mit diesen russischen Deckeln, möchte ich sagen, abfahren? In keinem Schaufenster sollte man für solche Platz haben.» Plötzlich war auch die Mode zu einer hochpolitischen und patriotischen Angelegenheit geworden. Gewichtiger war aber die Tatsache, dass man nunmehr davon Kenntnis nahm, dass für die Sowjets Kulturanlässe im Ausland neben der Devisenbeschaffung ausschliesslich dazu dienten, dem System einen Anstrich von Respektabilität zu verleihen, und so wurde – unter grossen öffentlichen Diskussionen – erstmals ein Konzert des herausragenden russischen Geigers David Oistrach mit dem Zürcher Tonhalleorchester abgesagt.

Die Ohnmacht über die brutale Niederschlagung des Ungarnaufstandes bekamen die einheimischen geistigen Anhänger der russischen Aggressoren, die Mitglieder der kommunistischen Partei der Arbeit PdA, am eigenen Leib zu spüren. Was am Kampf der Ungarn bewundert wurde, ihr Einstehen für die gleichen Grundwerte wie freie Meinungsäusserung, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Toleranz, wollte vor allem ein Teil des Zürcher Bürgertums, unterstützt von Studenten und Jugendlichen, den Schweizer Kommunisten – und solchen, die sie verdächtigten, welche zu sein – nicht mehr zugestehen.

Im Nachgang zu friedlichen und feierlichen Solidaritätskundgebungen lebten vor allem Jugendliche in den Städten ihren Zorn aus. Sie versuchten russische Botschaften und Institutionen, aber auch Sekretariate und Druckereien der PdA zu stürmen. Der Buchhändler Hans Zogg vertrieb im gleichen Haus wie das PdA-Sekretariat vorwiegend aus der DDR stammende Literatur. Er erlebte den zweiten Angriff innert weniger Tage: «Sie kamen wieder durch den Hof, durch den hintern Eingang, spät in der Nacht. [...] Es war ein altes Haus mit alten Holzläden, welche man mit einem Stemmeisen leicht aus den Angeln heben konnte. Sie sprangen anschliessend ins Büro und warfen die Schreibmaschinen und Bücher in den Hof. Die Bücher zündeten sie sogleich an. Und zwar wahllos. [...] Später haben sie noch die restlichen Bücher auf die Feldstrasse getragen und entfachten dort ein grosses Feuer. [...] Im Laden hatte ich ziemlich Angst, denn es war durchaus damit zu rechnen... ich denke nicht, dass man gerade ermordet worden wäre, aber sicher hätten sie mich verprügelt.»

Die Wut richtete sich aber auch gegen einzelne Kommunisten wie den Zürcher Konrad Farner, die nicht umgehend dem Kommunismus abschworen, sondern selbstbewusst zu ihrer Gesinnung standen. Dies wurde als Provokation verstanden, und die Betroffenen wurden meist jahrelang massiv bedroht. Die Polizei mass die strafbaren Gewalttätigkeiten mit zweierlei Ellen. Während sie bei den Übergriffen gegen diplomatische Vertretungen – aufgrund völkerrechtlicher Verpflichtung – energisch eingriff, duldeten sie mit ihrem passiven Verhalten die Angriffe gegen PdA-Einrichtungen und -Mitglieder. Entlassungen und faktische Berufsverbote brachten diese in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Aber auch im Alltag erlebten sie allerhand Schikanen. Nachbarn wollten keinen Kontakt mehr mit ihnen haben, bei Metzgern und Bäckern wurden sie ungerne bis gar nicht mehr bedient. «Es wurde

einfach alles registriert und ins Negative gekehrt», skizzierte Farners Frau die schweren Jahre, die bei ihnen psychisch nicht spurlos geblieben waren. Auch die eigenen Kinder wurden stigmatisiert und litten mehr oder weniger darunter.

Was brachte die sonst als besonnen und überlegt geltenden Schweizer, aber auch die politischen Behörden dazu, sich mit einer derartigen Intensität und Leidenschaft für Menschen einzusetzen, zu denen sie vorher keinen direkten Bezug gehabt hatten? So spontan freigiebig wie mit den Ungarnflüchtlingen war man mit anderen nicht. Für 100'000 algerische Flüchtlinge, die zur selben Zeit wegen der anhaltenden Konflikte in ihrem Land nach Tunesien und Marokko geflohen waren und dort zuwenig Nahrung und Kleidung erhielten, wurde nur ein Bruchteil der Ungarnhilfe gespendet, wobei die räumliche Nähe des Geschehens eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Die Flüchtlingshilfe an die Ungarn war 1956 noch deutlich von der nicht bewältigten Asylpolitik während und auch lange nach dem Zweiten Weltkrieg geprägt. Die Frage der Flüchtlingspraxis der schweizerischen Behörden beschäftigte die Öffentlichkeit seit zwei Jahren und wurde auch im Parlament kontrovers diskutiert. Die Auseinandersetzung, wer wem den J-Stempel in den Pässen deutscher Juden vorgeschlagen hätte, rüttelte am damaligen Asylverständnis, auch in dieser schwierigen Kriegszeit humanitär das Menschenmögliche getan zu haben.

Die Ungarnhilfe 1956 bot der Schweiz die Gelegenheit, die Flüchtlingspolitik neu auszurichten sowie sich der Asyltradition zu versichern. Eine jüngst eingetretene Neubesetzung an der Spitze der eidgenössischen Fremdenpolizei sowie die grosszügige und unbürokratisch rasche Aufnahme der Flüchtlinge waren ein Ausdruck davon. Wenig bewusst geblieben ist bis heute, dass diese neue, generöse Phase nur etwa sieben Wochen gedauert hat. Da sich die wirtschaftliche und soziale Integration der Aufgenommenen schwieriger erwies als angenommen, wurden nur noch vereinzelt und sehr beschränkt weitere ungarische Flüchtlinge aus provisorischen Aufnahmelagern akzeptiert.

Die humanitäre Hilfe war die einzige Möglichkeit des neutralen Kleinstaates Schweiz, in der aggressiven Auseinandersetzung zwischen den beiden Weltmächten USA und UdSSR Stellung zu beziehen. Sie fing die um sich greifende Ohnmacht auf, als sich abzeichnete, dass selbst die Uno als internationale Friedensorganisation nichts Wirkungsvolles unternehmen konnte. Da

man militärisch nicht konnte, wurde humanitär mobil gemacht; da es sich gegen die Sowjets nicht kämpfen liess, kämpfte man gegen die Not der Flüchtlinge, da man die Russen nicht aus Ungarn vertreiben konnte, griff man die Verfechter der Feindesideologie im eigenen Land an. Für das nationale Selbstverständnis war es entscheidend, dass auch die Form der geleisteten Hilfe als Bestätigung der schweizerischen Grundwerte verstanden wurde. Auch in den Hilfsaktionen wurden überall Freiheit, soziale Gerechtigkeit, direkte Demokratie, föderalistische Ordnung und Rechtsstaatlichkeit als Kontrapunkt zur kommunistischen Ideologie erkannt. Spenden linderten nicht nur die Not der Flüchtlinge, sondern vermittelten auch westliche Werte wie Wohlstand und Glück. Die aufstiegsorientierte Bevölkerung war stolz, ihren Wohlstand zumindest in Form von Schokolade, Qualitätsschuhen, komfortablen Unterkünften und aufmerksamer Betreuung weitergeben zu können.

Weil manch ein ungarischer «Freiheitskämpfer» sich im Alltag als gewöhnlicher Mensch mit Schwächen und manch «freier» Schweizer sich als konservativ und rigid entpuppte, blieben Enttäuschungen und Konflikte nicht aus. Die schweizerische Aufnahmebereitschaft sank innert kürzester Zeit erheblich. Auch die unterschiedlichen Mentalitäten trugen dazu bei, dass das Verhältnis zwischen den beiden Nationalitäten meistens wohlwollend, aber doch distanziert blieb. Schon seit langem sind die Ungarn und ihre Nachkommen allerdings derart gut integriert, dass heute nur noch ihre Namen an ihre ursprüngliche Herkunft erinnern.

RITA LANZ, geboren 1961, studierte Allgemeine Geschichte und Deutsche Literatur an der Universität Zürich. Zur Zeit ist sie als Ausstellungsassistentin am Historischen Museum Olten tätig.

Wenn eine Nation als ethnische Abstammungsgesellschaft verstanden wird, ist damit immer auch die Ausgrenzung des Anderen verbunden. Die Autorin argumentiert, dass das Selbstverständnis eines Teils der ungarischen Gesellschaft als «ethnisch homogenes Magyarentum» Antisemitismus fördert.

(7) Identitätssuche und Antisemitismus

Magdalena Marsovszky

Auf die Frage, was Antisemitismus bedeute, haben viele eine einfache Antwort parat: Judenfeindlichkeit. Liest man jedoch Definitionen wie, Antisemitismus sei ein «kultureller Code» (Shulamit Volkov 2000), eine «Weltanschauung» (Klaus Holz 2001) oder sogar «neuzeitliche irdische Metaphysik» (Endre Kiss 2004) so wird deutlich, dass es nicht einfach ist, dieses Phänomen zu fassen. Obwohl der Begriff «Antisemitismus», als eine gegen Ende des 19. Jahrhunderts erfundene bewusste Selbstbezeichnung, nicht unproblematisch ist, hat sich in den letzten Jahren in der Forschung ein Konsens um seinen Gebrauch herausgebildet. Danach können die Ansätze, in denen er geistig-strukturell erkennbar ist, nur dann aufgedeckt werden, wenn man ihn als erweiterten anthropologischen Begriff interpretiert. Was heisst das genau?

Die anthropologische Verschiebung des Antijudaismus zum Antisemitismus im Zuge der tiefgreifenden Säkularisierung der Aufklärung sowie die Bedeutung Herders und die Vorstellung von Volk und Volkscharakter führten dazu, dass Juden nicht mehr wegen ihrer Religion, mit Hilfe der Theologie, sondern wegen ihres vermeintlich anderen Volkscharakters, mit Hilfe der Anthropologie, abgelehnt wurden (Hermann von der Dunk 1999). Gleichzeitig verselbständigten sich die jahrhundertealten, auf eine bestimmte, identifizierbare Gruppe zielenden negativen Stereotype und konnten nunmehr auch auf Menschen oder Gruppen angewandt werden, die mit der jü-

dischen Religion nichts gemein hatten. Auch in Ungarn richtet sich der Antisemitismus nicht nur gegen Juden oder vermeintliche Juden, sondern gegen all diejenigen, die im Gegensatz zum Blut- und Bodenmythos den Kosmopolitismus, die Urbanität und die Intellektualität verkörpern.

Eine hervorragende Erklärung für diesen, im ersten Moment vielleicht undurchsichtigen Zusammenhang lieferte der deutsche Dichter Friedrich Lienhard bereits 1892/93, als er schrieb, der Antisemitismus sei weder eine soziale, noch eine moralische oder gar eine religiöse Frage. Der Antisemitismus sei «überhaupt keine Frage für sich allein», sondern vielmehr «ein negativer Theil an einem positiven Programm. Und dieses positive Programm heisst: Erneuerung der deutschen Cultur in deutschem Geiste und aus unserer deutschen Natur heraus! [...] Deutsch sein nach Blut und Geist und, daraus herauswachsend, auch in Politik und Cultur, Gesinnung und That – das ist der wahre Antisemitismus» (zitiert in Uwe Puschner 2001).

Folgt man dem Zitat und sucht man nach sogenannten ethnischen (Blut und Geist) und kulturellen (Cultur und Gesinnung) Kategorien der Zeit, die in die «That» umgesetzt werden sollten, ist ziemlich leicht festzustellen, dass das positive Programm, dessen Kehrseite der Antisemitismus ist, in Ungarn (wie in Deutschland) die völkische Bewegung um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert war, deren Wurzeln bis zu Herder und der deutschen Romantik zurückreichen. «In unserer Region waren es die Intelligenz und der patriotische Adel, die die Nationswerdung vorantrieben. In ihrem Bewusstsein folgten sie nicht dem französischen Muster, sondern der ethnographischen Konzeption der Nation. In dieser Auffassung versteht man unter dem Begriff «Volk» nicht die Schichten, die sich auf der gesellschaftlichen Standesleiter unterhalb des Adels und des Bürgertums befanden, sondern die auf eine archaisch anmutende Gemeinschaft zurückreichende ethnische Identität, mit Hilfe derer es später, um die Jahrhundertwende herum, als Rasse verstanden werden konnte. Zusammen mit dem Sozialdarwinismus, der konservativen Sozialreform und dem aggressiven Nationalismus war dieser völkische Nationsgedanke und diese völkische Organisationspraxis die Brutstätte des Rassismus, dessen diskriminierende Rechtspraxis und Antisemitismus im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts in Deutschland, in Österreich, in Ungarn, in Rumänien und eigentlich in der ganzen Region eine derart brutale kulturelle Zerstörung und den Holocaust verursachte» (Péter Hanák 1993).

Typisch für die gegenwärtige Vergangenheitsverdrängung in Ungarn ist die Wortwahl, mit der bis zum heutigen Tag die völkischen Intellektuellen der Zwischenkriegszeit bezeichnet werden. Man nennt sie, irreführend und ihre Gefährlichkeit bagatellisierend, zumeist «*volkstümlich*», «*volkstümlich*» oder «*populistisch*».

Wie die deutsche, so war auch die ungarische Bewegung ethnonationalistisch, sie bestimmte also die Identität des Landes als ethnisch homogenes Magyarentum, die Zugehörigkeit zur Nation aufgrund des Blutes und der Abstammung. Dies wurde begleitet von einer aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammenden Ablehnung des Westens, des Liberalismus und des Kapitalismus. Doch die Bestimmung einer Nation als ethnischer Abstammungsgesellschaft führt immer zu Exklusion, also zur Ausgrenzung, was sich auch in Ungarn als Antisemitismus niederschlug. Typisch war auch die paternalistische, autoritäre Kulturauffassung, die sich auf die politische Kultur, auf soziale Werte und auf die Moral bezog. All diese Kategorien verstärkten das ethnische Identitätsbewusstsein. Im Unterschied zur deutschen Bewegung zeigte jedoch die ungarische nach den 20er Jahren eine ausgeprägte soziale Empathie im Hinblick auf das Elend der bäuerlichen Schicht (Péter Hanák 1993).

Durch die universalistischen Ideale des Realsozialismus konnte das völkische Denken nicht zurückgedrängt werden. Vielmehr kehrte es nach den wenigen nicht-nationalen Jahren der Nachkriegsperiode wieder. Nachdem ab 1951 die kommunistische Parteiführung aus manipulativen Gründen die der «nationalen Frage» seit Jahrzehnten verbundene und angesehene Intelligenz in ihr totalitäres System einbezog, wurde die Macht jener fortan durch diese legitimiert. Diese Tendenz wurde nach Stalins Tod – bis auf die Jahre um 1956 – auch von der sowjetischen Führung unterstützt, so dass daraus mit der Zeit ein Sozialismus mit «nationalem Antlitz» wurde (Éva Standeisky 2003). «*Die traditionelle kommunistische Politik [...] hatte über Jahrzehnte eine viel stärkere Affinität zu den Völkischen, als zu den Liberalen, Sozialdemokraten oder zu den radikalen Vertretern der Selbstverwaltung, den Reform-Kommunisten*» (Péter Agárdi 1993).

Durch das Auftreten westeuropäischer Kapitalgesellschaften sofort nach der Wende 1989/90 wurde die Gesellschaft quasi über Nacht mit dem Prozess konfrontiert, den man allgemein «Globalisierung», «Westeuropäisierung» oder «Amerikanisierung» nennt. Dieser Prozess verstärkte die

ethnisierenden Tendenzen in der Gesellschaft, und das völkische Denken erlebte eine neue Blüte. Nach dem Soziologen Detlef Claussen (2000) war die Auflösung des «*real existierenden Sozialismus*» geradezu eine ethnonationalistische, was auch in Ungarn dazu führt, dass hinter vermeintlichen sozialen und politischen Konflikten in Nationalismus verkleidete ethnische Kategorien versteckt sind. Die Gefährlichkeit des Ethnonationalismus liegt auch heute darin, dass er seine Legitimation aus imaginierten und erfundenen Traditionen der Geschichte «zusammenraubt» (Michael Werz 2000), gleichwie eine säkularisierte Religion eine ethnisch-kulturelle Homogenität beschwört und dadurch die Welt in gut und schlecht, in eigen und fremd unterteilt. In der gegenwärtigen völkischen Bewegung Ungarns fehlt die soziale Komponente. Aber auch heute sind NGOs, also ausserparlamentarische, sogenannte Magyarentums-Organisationen, ein Teil der angesehenen nationalkonservativen Intelligenz und ist das öffentlich-rechtliche Kossuth Rádió dabei, in einer ständigen Mobilisierungskampagne für das «*Erwecken des Bewusstseins für*

Auch in Ungarn sind hinter vermeintlichen sozialen und politischen Konflikten in Nationalismus verkleidete ethnische Kategorien versteckt.

das Magyarentum» (Miklós Partrubány 2005) zu missionieren. Gleichzeitig wird vor «*magyarenfeindlichen Kräften*» gewarnt, die hemmungslos daran arbeiteten, die Gesellschaft zu atomisieren. So wandte sich der «Ungarische Geistige Schutzverein» im August 2005 in einem Aufruf an die Nation und prophezeite deren apokalyptischen Untergang, weil «*die Gruppen, die die Garantie ihres eigenen [...] Vorankommens in der moralischen und materiellen Zerstörung sehen, unendlich penetrant geworden*» seien. Um ihre Ziele zu erreichen, brauchten diese «*eine drogen-, alkohol- und medienabhängige, zur gleichen Zeit aber eine bis zum Umfallen schuftende, in ihren natürlichen Selbstschutzmechanismen gestörte, kleingläubige, ungebildete, [...] und unterwürfige Nation.*» Der Schutzverein müsse deshalb Stellung beziehen und feststellen, dass all diejenigen, die als Magyaren in ihrem eigenen Land leben wollen, «*eine positive Diskriminierung benötigen*» (Magyar Szellemi Védegylet 2005). Vor wem hier gewarnt wird, ist in Ungarn jedem geläufig: es ist eine Minderheit, die die Mehrheit im eigenen Land (vermeintlich) unterdrückt.

MAGDALENA MARSOVSZKY, geboren 1954 in Budapest, studierte in Deutschland Kunstwissenschaften sowie Kulturmanagement. Im Mittelpunkt ihrer Forschungen stehen Ungarns Kultur- und Medienpolitik.

Feurige Dorfmädchen, die Weite der Puszta, Zigeunermusik, das sind nur einige der Klischees, die wir mit Ungarn verbinden. Und wie reagiert ein Ungar darauf?

(8) Weinend belustigt sich der Magyar

György Dalos

Anno 1955 schlug der Film «Ich denke oft an Pirotschka» in den deutschen Kinos ein und machte den Namen der Bahnstation «Hódmez vásárhely-Kutasipuszta» – ein reinstes Phantasieprodukt – zum unentbehrlichen Bestandteil allgemeiner Bildung. Die schöne und temperamentvolle Liselotte Pulver erwies sich als wahre Wegweiserin: sie führte die Bürger des Wirtschaftswunderlandes Deutschland in ein verlorenes Paradies, in eine Zeit der ursprünglichen Intimität zurück. Dabei war das real existierende Ungarn alles anderes als eine Insel der Seligen. Geplagt von zwei Weltkriegen, autoritären Machtstrukturen und Fremdbestimmung, künstlich isoliert von dem Teil Europas, mit dem es sich kulturell identisch fühlte, schleppte sich das Land von einem Tag zum nächsten.

Das bildhübsche, feurige Dorfmädchen gehört ebenso zum klischeehaften Ungarnbild wie früher der Tschikosch, die Puszta, der Husar, die Zigeunermusik und später der Gulaschkommunismus oder gar «die fröhlichste Baracke im Lager». Innerlich lehnen die Ungarn diese Schablonen ab, ohne sie ständig widerlegen zu wollen – denn schliesslich sind sie vorwiegend positiv und locken die Besucher an das Donauufer, was für dieses Land ohne grosse Rohstoffreserven eine unentbehrliche Einkommensquelle bedeutet. Sieht nun der westliche Tourist auf der legendären Puszta Hortobágy einen echt wirkenden Tschikosch mit der Hertzpeitsche in der Hand, dann kann er nicht völlig ausschliessen, dass es sich dabei um einen Philosophiestudenten von

der Universität Debrecen handelt, der in den Sommerferien auf diese Weise sein Geld für eine Mallorcareise zusammenbringt.

Zum Eigenbild der Nation gehört vor allem das als Reflex der Geschichte vererbte tragische Pathos, das Gefühl des Alleinseins unter den Völkern, wie es für viele kleine Länder zwischen Ost und West typisch war. Bei uns kommt noch die sprachliche Isolierung hinzu; Magyarisch zu lernen ist für Ausländer in der Tat keine einfache Beschäftigung. Friedrich Dürrenmatt hat den Spruch geprägt: «Die zwei schwierigsten Sprachen sind die Baskische und die Ungarische: die letztere ist jedoch so schwer, dass nicht einmal die Basken sie verstehen können.» Die historische Einsamkeit schuf die Legende, der gemäss der einzige Bruder des Ungarns der Finne sei und nur mit dem Polen könne er als Freund rechnen. Die tausendjährige Geschichte erscheint zumeist als eine verhängnisvolle Kette von Katastrophen, die als Strafe des Schöpfers über uns gekommen seien. So steht es in der Nationalhymne, die alle Ungarn – inklusive des Autors – zumindest einmal im Jahr, in den ersten Minuten jedes Neujahrs, im Chor singen. Und dieser Herr im Himmel ist kein anderer als «der Gott der Magyaren» – in der Bezeichnung selbst steckt womöglich ein Rest unseres vorchristlichen Heidentums.

So viel Trauer kann selbstverständlich kein Mensch, geschweige denn ein Volk ertragen. Die eigenen pessimistischen Klischees werden immer wieder durch optimistische korrigiert. So verkündet das Nationalbewusstsein mit Stolz Ereignisse, derentwegen uns Europa oder die ganze Welt bewundert hat: 1456, als der Feldherr János Hunyadi die Türken von Belgrad vertrieb, 1848/49, als das Land bis zuletzt die Fahne der europäischen Revolution hochhielt, oder Oktober 1956, als der Volksaufstand die kommunistische Diktatur kurzzeitig stürzte. Obwohl all diese Ereignisse einen tragischen Ausgang nahmen, führten sie mit dazu, dass sich in die tiefste Verzweiflung jederzeit ein Stück Hoffnung schlich. Im Alltag hiess es: «Der Magyar belustigt sich weinend.» Weinend, aber nie ohne Wein. Die ungarische Trinkkultur war ein Ausdruck trotziger Lebenslust. In kaum einer anderen Dichtung wird so viel und leidenschaftlich gezecht. Der Nationaldichter Sándor Petőfi (1823–1849), der laut Zeitzeugen ein notorisch nüchterner Mensch war, schuf eine Reihe von Weinliedern und verewigte in volkstümlichen Versen die Csárda, die einfache Dorfkneipe.

Petőfi hat zu dem Eigenbild der Ungarn ebensoviel beigetragen wie zu ihrem Image in der

Aussenwelt, zumindest im 19. Jahrhundert. In dem charmanten Volksepos «Held János» rettet der Bauernjunge «Jancsi vom Maisfeld», der sich dem Husarenregiment angeschlossen hat, in einer Schlacht die französische Königstochter vor dem türkischen Sultan. Die Prinzessin verliebt sich in den jungen Helden, János jedoch bleibt ewig dem Bauernmädchen Juliska treu. Selbstverständlich geht es hier in heiterer Märchenform um die historische Illusion der Ungarn und anderer osteuropäischer Völker, die ihr Land als Stütze der westlichen Zivilisation betrachteten und fest davon überzeugt waren, dass Europa für diese Leistung dankbar sein würde.

Dieses Motiv erklingt zum erstenmal bei einem Vorläufer von Petőfi, dem Satiriker János Garay (1812–1853). Dieser schuf die ungarische Version von Plautus' «Miles Gloriosus» (Der glorreiche Hauptmann). In seiner Perle «Der Abschiedler» erzählt der Haudegen János Háy über seine tapferen Taten im Krieg gegen Napoleon. Seine Zuhörer sind Bauernburschen, und das naive Publikum sitzt, selbstverständlich in der Csárda, «vergnügt beim vollen Glas». Dieser andere Held János soll nach einem Sieg über die Grande Armee den Kaiser der Franzosen, Napoleon, gefangen genommen haben. Als er ihn zu seinem Leutnant bringen wollte, erschien auf der Landstrasse plötzlich eine Kutsche:

*Und einer noblen Dame ward ich darin gewahr,
Mit Gold und Diamanten ihr Kleid beschweret war.
/ Und als sie uns erblickte – O Jesus Maria!
Rief – denn sie selber war es – Maria Luisa.*

*So muss ich grossen Kaiser, Napoleon, dich sehn?
Dich, meinen Herrn, gefangen! Rief sie mit bangem
Flehn. / Und du, der du ihn führest, sag an, wie
man dich nennt? / Mein Nam' ist Johann Háy, zu
dienen, Sapperment!*

*Hör', was ich jetzt dir sage, mein wackrer Held
– so rief / Nunmehr die noble Dame und sah ins
Aug' mir tief, / Die Heldentat, die eben du hier
vollbracht, wie nie / Noch je ein Ungar, reichlich
belohnt soll werden sie.*

*Dafern du frei ihn lässtest, wir geben unser Wort,
Dass wir in Tod und Leben die Deine sind hinfort.
(...) Für eine schöne Dame, ein schönes Mädchen
springt / Der wahre Held durchs Feuer, und wenn
die Höll' ihm winkt. / Mein Nam' ist Johann Háy
aus fernem Ungarland Sitzt auf mit Gott, Herr
Kaiser, hier habt Ihr meine Hand.*

Hier wird in scherzhafter Weise noch ein Klischee geschaffen: das Bild des über alles galanten und grosszügigen Magyaren, der keiner Dame widerstehen kann – und offensichtlich den sicheren Schlüssel zu ihrem Herzen besitzt. Für den deutschen Leser muss noch bemerkt werden, dass Garay, um den satirischen Effekt zu steigern, sein Poem direkt im Versmass des Nibelungenliedes verfasste. (János Háy ist übrigens durch das wunderschöne Singspiel von Zoltán Kodály der Welt bekannt geworden.)

Nicht nur in der Dichtung, sondern auch im nationalen Bewusstsein der Ungarn wird das besagte tragische Pathos durch eine ruhige, ironische Skepsis ergänzt. Ungarn neigen dazu, scheinbar komplizierte Zusammenhänge durch eine knappe Formel auf den Punkt zu bringen. Das einfache Volk verlieh seiner Staatsverdrossenheit bereits im 19. Jahrhundert den klugen Ausdruck: «*Politik ist Herrensclauheit*». Als ein Jurist im historischen Jahr 1989 von Journalisten gefragt wurde, was in der neuen Verfassung der Republik aus der alten, kommunistischen übernommen würde, antwortete er trocken: «*Die Hauptstadt des Landes ist Budapest.*» Schliesslich

Zum Eigenbild der Nation gehört das tragische Pathos,
das Gefühl des Alleinseins unter den Völkern.

schlug 1990, mitten in der europäischen Begeisterung, Péter Esterházy vor: Jeder, der das Wort Europa in den Mund nimmt, sollte einen Forint in die Staatskasse einzahlen.

Aber zurück zu den ausländischen Klischees. Ich glaube, was die Völker voneinander denken, ist meistens eine Projektion der eigenen Seelenwelt. Wenn alle bereit wären, ihre Fremdbilder in ironische Anführungszeichen zu setzen, hätten sie gemeinsam ein grosses europäisches Märchen schaffen können. Ein Märchen etwa über Piroschka, die übrigens mit dem Grimmschen Rotkäppchen identisch ist.

GYÖRGY DALOS,
geboren 1943 in
Budapest, studierte von
1962 bis 1967 an der
Moskauer Universität.
Er war Mitglied der
Ungarischen KP
bis 1968, als er wegen
«staatsfeindlicher
Aktivitäten» Berufs-
und Publikationsverbot
erhielt. Er lebt als
Schriftsteller in Berlin.

Sonntag, 4. November 1956: Bei Tagesanbruch rücken die sowjetischen Truppen in Budapest ein. Die Freiheitssender richten verzweifelte Hilferufe an den Westen.

«Völker der Welten! SOS!»

Sonntag, 4. November 1956

Freier Sender Kossuth

5.20 Uhr: Achtung! Achtung! Ministerpräsident Nagy wendet sich jetzt an das ungarische Volk:

„Hier spricht Ministerpräsident Imre Nagy. Sowjetische Truppen haben im Morgengrauen zu einem Angriff auf unsere Hauptstadt angesetzt mit der eindeutigen Absicht, die gesetzmäßige demokratische Regierung der Ungarischen Volksrepublik zu stürzen. Unsere Truppen stehen im Kampf. Die Regierung ist auf ihrem Platz. Ich bringe diese Tatsachen der Ordnung halber unserem Land und der ganzen Welt zur Kenntnis.“

Es folgt die ungarische Nationalhymne. In Abständen von zwei Minuten wird die gleiche Meldung sodann in Englisch, Französisch, Deutsch und Russisch mehrfach wiederholt.

7.12 Uhr: „Achtung, Achtung, eine wichtige Mitteilung! Die Regierung appelliert an die Offiziere und Soldaten der sowjetischen Armee, nicht auf das ungarische Volk zu schießen. Laßt uns kein Blut vergießen! Die Russen sind unsere Freunde und werden es bleiben.“

Dieser Aufruf wird verschiedene Male in russischer Sprache wiederholt.

7.57 Uhr: Achtung! Achtung! Sie hören jetzt ein Manifest des Ungarischen Schriftstellerverbands:

„Hier spricht der Ungarische Schriftstellerverband mit einem Appell an jeden Schriftsteller in der Welt, an alle Wissenschaftler, an alle Schriftstellerverbände, wissenschaftlichen Akademien und Vereinigungen, an die Intelligenzschicht der Welt! Wir bitten euch sämtlich um Hilfe und Unterstützung. Es bleibt nur wenig Zeit! Ihr kennt die Tatsachen, mir brauchen euch keinen Extrabericht zu geben! Helft Ungarn! Helft den ungarischen Schriftstellern, Arbeitern, Bauern und unserer Intelligenzschicht! Helft! Helft! Helft!“

Das Manifest wird auf englisch, deutsch und russisch zweimal wiederholt.

Freiheitssender Dunapentele

8.30 Uhr: „Hier ist der Freiheitssender des Nationalrats von Dunapentele...“

Die perfiden sowjetischen Besatzungstruppen haben Budapest und verschiedene andere Städte des Landes angegriffen. Die Schlacht tobt in Fünfkirchen, in Stuhlweissenburg, in Dunaföldvár und Veszprém. Ungarische Soldaten verteidigen sich wie ein Mann gegen die Eindringlinge. Für die heilige Sache der ungarischen Revolution werden sie bis zum letzten Blutstropfen kämpfen!

Die Lage ist ernst, doch wir haben Hoffnung. Unsere Flakartillerie ist an der ganzen Front eingesetzt. Überall tobt der Abwehrkampf. Ungarn, laßt es nicht zu, daß russische Truppen ein Massaker in unserem geliebten Vaterland veranstalten! Ergreift eure Waffen und kämpft gemeinsam für die heilige Sache der Landesverteidigung...!

Die Garnison Dunapentele wird bis zum letzten Mann ausharren. Tod den sowjetischen Okkupanten!“

Bewegt rezitiert der Sprecher ein patriotisches Gedicht und fährt dann fort:

... Ärzte, Krankenschwestern und Krankenhauspersonal, begeben sich sofort an euren Arbeitsplatz! Soldaten und Zivilisten, die mit Gewehren umgehen können, melden sich unverzüglich im Bela-Bartok-Kulturhaus. Personen über 61 und unter 18 Jahren hingegen kehren am besten umgehend in ihre Wohnungen zurück.“

Sender Freies Fünfkirchen

10.30 Uhr: Appell an alle männlichen Einwohner Westungarns zwischen 18 und 50 Jahren, der örtlichen Nationalgarde oder den örtlichen ungarischen Heereseinheiten beizutreten.

Freiheitssender Raab

11.20 Uhr: Auf Grund der aufgefangenen Meldungen ungarischer Militärsender wird berichtet, der ungarischen Armee sei es in den Außenbezirken von Budapest gelungen, die Sowjets zurückzuwerfen. Das Budapesters Parlamentsgebäude stehe in Flammen. Im Zentrum der Hauptstadt seien sowjetische Truppen damit beschäftigt, Barrikaden zu errichten, „um sich gegen die steigende Wut der Bevölkerung zu verteidigen“.

Freiheitssender Dunapentele

13.12 Uhr: „Achtung, Achtung! Wir richten einen Appell an die Vereinten Nationen.“

„Heute früh um halb 3 Uhr traten die sowjetischen Truppen zu einem allgemeinen Angriff gegen das ungarische Volk an. Wir bitten die UNO, sofort Hilfe zu schicken... Wir wenden uns an die Millionen der ehrlichen Welt. Helft uns, helft uns!“

Wir müssen unser Programm unterbrechen, wir melden uns bald wieder.“

Freiheitssender Raab

14.00 Uhr: Einem Bericht über die militärische Lage in Budapest zufolge ist der Ostbahnhof in sowjetischer Hand und steht zum größten Teil in Flammen. Die Waggonfabrik Ganz liegt unter ständigem Beschuß durch sowjetische Artillerie. Das Kraftwerk der Schiffswerft Gheorghiu-Dej wurde von den Aufständischen in die Luft gesprengt. Die Industriestadt Csepel ist in den Händen der Freiheitskämpfer und der ungarischen Armee.

14.30 Uhr: „Wir appellieren an die Nationen des Westens – SOS... SOS... das Volk verblutet! Helft uns, helft uns, rettet unsere Seelen!“

15.00 Uhr: „Im Namen der ungarischen Soldaten verkünden wir, daß sie niemals die Waffen niederlegen werden...!“

Freiheitssender Csokonai

14.32 Uhr: „Achtung, Radio Freies Europa, Achtung! Wir erbitten umgehende Nachricht. Kommt Hilfe aus dem Westen?... Achtung, Achtung, hier spricht der Freiheitssender Csokonai. Wir bitten Radio Freies Europa, uns mitzuteilen, ob vom Westen schon Hilfe abgegangen ist.“

16.20 Uhr: Wir bitten Radio Freies Europa, sofort folgende Botschaft an den Generalsekretär der Vereinten Nationen zu übermitteln:

„Appell an den Generalsekretär der UN!“

Wir sprechen zu Ihnen im Namen des gesamten ungarischen Volkes. Zum zweitenmal in zwei Wochen greifen sowjetische Truppen unser Land an. Sie haben es ohne Rücksicht auf unser Volk und unsere nationalen Werte in ein Schlachtfeld verwandelt. Das erste Mal mischten sie sich auf Ansuchen einer volksfremden Regierung in unsere inneren Angelegenheiten ein. Das ungarische Volk hat die damalige Intervention mit der Waffe in der Hand energisch und unmißverständlich abgeschlagen. Durch unseren Kampf ermöglichten wir es Imre Nagy, als Ministerpräsident die Geschicke des Landes zu leiten. Er proklamierte den höchsten Wunsch des ungarischen Volkes nach Neutralität und Unabhängigkeit.

Danach folgte das ganze ungarische Volk Imre Nagy und steht noch hinter ihm. Wenn wir uns der Neutralität auch nur zwei Tage lang erfreuten, so erwarten wir doch, daß die ganze Welt sie respektiert. Unsere Regierung hat den Warschauer Pakt aufgekündigt und Verhandlungen wegen des Abzugs der sowjetischen Truppen aufgenommen. Wir klagen die Sowjetunion an

1. der bewaffneten Aggression von außen,
2. der Verhaftung des Verteidigungsministers Maleter und seines Stabes, die als Parlamentäre zu Verhandlungen über den Abzug der Roten Armee, in das sowjetische Hauptquartier gekommen waren.

Die gesetzmäßige ungarische Regierung, die von Imre Nagy geführt, ist gefangengesetzt worden. Da sie das einzige Organ war, durch das die Haltung der ungarischen Nation ihren Ausdruck fand, bitten wir im Namen unseres Landes, daß die Vereinten Nationen alle Mittel anwenden, um eine bindende Resolution zu verabschieden, durch welche die Freiheit wiederhergestellt und geschützt wird, die wir bereits errungen hatten.

An die Delegierten der Mitgliedsstaaten der UN senden wir die nachfolgende Botschaft:

In den nächsten Stunden werdet ihr über Tod und Leben unserer Nation entscheiden. Während eure Söhne in Frieden und Glück leben, fallen wir Söhne der ungarischen Nation unter dem erbarmungslosen Feuer der sowjetischen Panzer und Bomben. Unser Land wurde von außen her angegriffen. Wir wenden uns an euch, denn ihr seid unsere letzte Hoffnung!

Nützt die Gelegenheit, die euch durch eine Fügung der Geschichte gegeben ist, um uns vor der Zerstörung und der Sklaverei zu retten! Wir bitten um sofortige und wirksame Hilfe, die uns vor weiterem Blutvergießen bewahrt und unsere Unabhängigkeit wiederherstellt. Zeigt, daß die Vereinten Nationen ihren Willen durchsetzen können, und ermöglicht es durch eure Resolution, daß unser Land wieder frei sein kann! Wir appellieren an euer Gewissen und rufen euch an, sofort zu handeln.“

Nicht identifizierter Freiheitssender

14.34 Uhr: „Völker der Welten! Auf den Wachtürmen des tausendjährigen Ungarn beginnen die letzten Flammen zu erlöschen. Die Sowjetarmee will uns zerschlagen. Ihre Tanks und ihre Geschütze rollen über Ungarn hinweg. Unsere Frauen, Mütter und Töchter sind bedroht. Sie haben noch schreckliche Erinnerungen an 1945. Rettet unsere Seelen! SOS – SOS!“

Vielleicht ist das, was Sie jetzt hören, das letzte Wort des letzten ungarischen Freiheitssenders. Völker der Welt! Hört uns – helft uns! Nicht mit Rat, nicht mit Worten, sondern mit der Tat, mit Soldaten, mit Waffen! Vergeßt nicht, daß es für die Sowjets bei ihrem brutalen Ansturm kein Halten gibt. Wenn wir untergegangen sind, werdet ihr das nächste Opfer sein. Helft uns! SOS – SOS!

Völker Europas, euch haben wir jahrhundertlang gegen den barbarischen Ansturm aus Asien geschützt. Hört jetzt das Sturmgeläut der ungarischen Glocken, die vor dem Verderben warnen. Kommt und rettet uns! SOS – SOS!

Völker der Welt! Im Namen der Gerechtigkeit, der Freiheit und des verpflichtenden Prinzips der tatkräftigen Solidarität, helft uns! Das Schiff sinkt, das Licht schwindet, die Schatten werden von Stunde zu Stunde dunkler über der Erde Ungarns. Hört den Schrei. Marschieret vorwärts und reicht uns eure brüderliche Hand. Rettet uns! Hilfe, Hilfe – SOS – rettet uns! Gott mit euch und uns!“

Radio Fünfkirchen

22.00 Uhr: Der sowjetische Ortskommandant hat einen Generalbefehl erlassen, dessen Wortlaut wir nun zur Verlesung bringen.

„Ich ordne an:

1. Die Revolutionären Nationalräte sind aufzulösen.
2. Die Bevölkerung hat alle Waffen bis zum 5. November 1956, 18 Uhr, in der Kommandantur im Gebäude der ehemaligen Sicherheitspolizei abzuliefern...
3. Sämtliche Fabriken und Büros halten am 5. November die normale Arbeitszeit ein.
4. Jedermann hat Demonstrationen und Versammlungen strikte aus dem Weg zu gehen. Bis auf weiteres bleiben Kultur- und Unterhaltungsstätten geschlossen.
5. Die Bevölkerung kann sich von 7 bis 19 Uhr in der Stadt frei bewegen. Während dieser Zeit dürfen die Geschäfte öffnen.
6. Bei Schüssen auf sowjetische Soldaten oder auf ungarische Bürger werden die sowjetischen Streitkräfte ihre sämtlichen Waffen rücksichtslos einsetzen.“

zusammengestellt aus: «Die Volkserhebung in Ungarn. 23. Oktober 1956–4. November 1956. Chronologie der Ereignisse im Spiegel ungarischer Rundfunkmeldungen». München: Zeitschrift Hinter dem Eisernen Vorhang, hrsg. vom Free Europe Committee, ohne Jahr (vermutlich Frühjahr 1957).

